



JUNGE
AKADEMIE
✿ MAGAZIN

DOSSIER

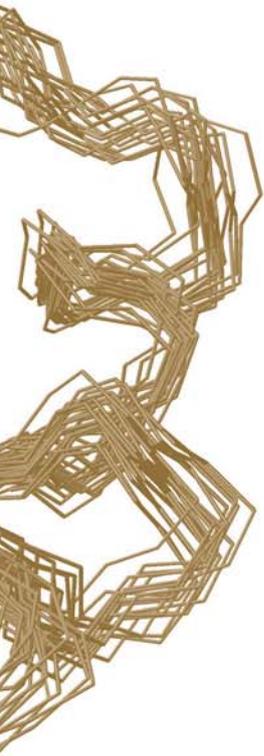
Visualisierung – Schaffen Bilder Wissen?

KOMMENTAR

Anmerkungen zur sogenannten leistungsabhängigen Besoldung

AUS DER ARBEIT

Köpfe, Projekte, internationale Vernetzung



DIE JUNGE AKADEMIE

Die Junge Akademie wurde im Jahr 2000 als gemeinsames Projekt der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gegründet. Sie ist weltweit die erste Akademie des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die Junge Akademie wird gemeinsam von BBAW und Leopoldina getragen. Seit 2011 ist sie unter maßgeblicher Unterstützung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung verstetigt und administrativ dauerhaft im Haushalt der Leopoldina verankert. Ihre fünfzig Mitglieder, Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum, widmen sich dem interdisziplinären Diskurs und engagieren sich an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft.

INHALT

	2	IMPRESSUM
	3	INHALT
Dossier		VISUALISIERUNG – SCHAFFEN BILDER WISSEN?
	4	SCIENCE/FICTION
	10	DIE MACHT DER BILDTRADITIONEN
	12	WEGE AUS DER STEREOTYPEN-FALLE
	16	GUTE BILDER, SCHLECHTE BILDER?
	18	GEGENWARTSKULTUR VOM VERLUST BEDROHT
	22	DIE BLOCKBUSTER DES ALLTAGS
	26	WELTEN VOLLER MÖGLICHKEITEN
JA aktiv	30	NEUE MITGLIEDER
	32	ALUMNI
Internationales	34	DER LANGE WEG ZUR NACHHALTIGKEIT Die Global Young Academy beschäftigte sich in Südafrika mit der Zukunft der Wissenschaft. Klar ist: Es gibt noch viel zu tun
Arbeitsgruppen	36	SPIELERISCH RESSOURCEN SCHONEN AG Nachhaltigkeit: Anlässlich des Wissenschaftsjahrs 2012 entstand ein interaktives Exponat für eine schwimmende Ausstellung
Projekte	38	IDEENPOOL FÜR DIE HOCHSCHULE VON MORGEN UniGestalten: Wettbewerbsteilnehmer erarbeiten über 450 Konzepte zum Weiterentwickeln und Ausprobieren
Internationales	41	RUSSISCH-DEUTSCHE KOOPERATION German-Russian Young Researchers Forum unter Beteiligung der Jungen Akademie ins Leben gerufen
Kommentar	42	Anmerkungen zur sogenannten leistungsabhängigen Besoldung
JA aktiv	44	PREISE + AUSZEICHNUNGEN
	46	TERMINE
	47	PUBLIKATIONEN 2011/2012
Zu guter Letzt	48	WAS MACHT EIGENTLICH ... Christian Fleischhack?



Gefragter denn je – und gerade deshalb wert, hinterfragt zu werden: Fotos und andere Arten von Visualisierungen

IMPRESSUM

Herausgeberschaft
Die Junge Akademie
an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie
der Wissenschaften
und der Deutschen
Akademie der Naturforscher
Leopoldina

Redaktionsteam
Evelyn Runge
Cornelis Menke
Klaus Oschema
Text und Koordination
Monika Appmann
Ulrich Pontes
Evelyn Runge

Titelfoto
Christiane Ritter,
Software: MOLMOL
Gestaltung
Wiebke Genzmer
Druck
Medialis Offsetdruck GmbH
Berlin

Auflage
2.000 Exemplare
Oktober 2012
© Die Junge Akademie
ISSN 1863-0367
www.diejungeakademie.de

EDITORIAL

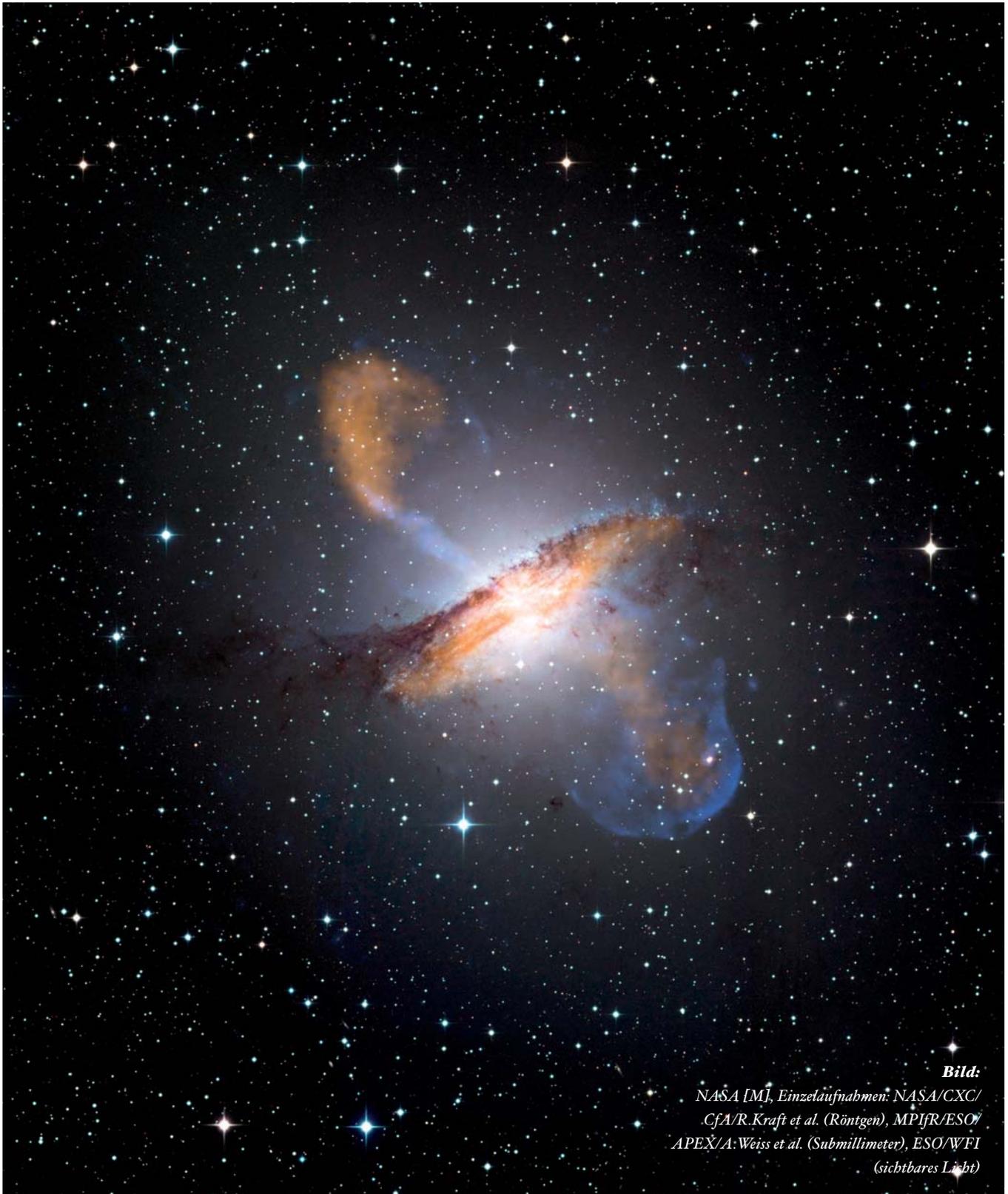
„Geistiges Eigentum ist das Öl des 21. Jahrhunderts“, sagte Mark Getty, Gründer der Fotoagentur Getty Images. Die Agentur gehört längst nicht mehr ihm, er und Vorstandschef Jonathan Klein sind an der Firma beteiligt. Im August 2012 ging die Fotoagentur für 3,3 Milliarden Dollar an die US-Beteiligungsgesellschaft Carlyle.

Die vorliegende Ausgabe des Junge Akademie Magazins beschäftigt sich im Dossier mit Visualisierung. Wie werden in der Wissenschaft Dinge dargestellt, die zu klein sind, um sie zu sehen? Wie konstruieren Naturwissenschaftler die Welt der Teilchen, auch aus didaktischen Gründen? Wie kombinieren sie Messdaten, um ein Bild aus dem Inneren einer Galaxie zu machen? Gibt es einen guten und einen schlechten Umgang mit Bildern, etwa in der Mediävistik? Wo liegen die Grenzen der Visualisierbarkeit, auch in der Kunst? Wie Wissenschaftler Daten visualisieren, kann ihre weitere Forschung beeinflussen, inhaltlich ebenso wie in ihrer Karriere.

Visuelle Erzeugnisse – in den Medien, in der Wissenschaft, in der Kunst – sind gefragter denn je. Und zugleich stehen sie unter Druck: Im Falle der Fotoagenturen gibt seit Jahren Konkurrenz zu hochpreisigen Agenturen; sogenannte Microstockagenturen verkaufen Laienfotografien im Centbereich. Fotoagenturen sind zugleich Archive, und Archive weisen nicht immer die richtigen Quellen aus: Die Entstehungsgeschichte eines Bildes und die heutige Verwendung können dekontextualisiert sein – und somit zu falschen Schlüssen verleiten. Auch das ist ein Thema in unserem Schwerpunkt.

Welche Rolle spielt schließlich die Digitalisierung dabei? Das Internet gilt als großes Archiv, doch ob nicht gerade die Gegenwartskultur und Medienkunst vom Verlust bedroht sind, fragt Oliver Grau, Alumnus der JA, in seinem Gastbeitrag.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen im Namen des Redaktionsteams
Evelyn Runge



SCIENCE/FICTION

Realität, Schein, Trug? Visualisierungen zwischen Wirklichkeit und Konstruktion

TEXT ULRICH PONTES

FERNE GALAXIEN UND ASTROTEILCHENPHYSIK

Spektakuläre Leuchterscheinung am Nachthimmel? Durch ein normales Teleskop, egal wie stark, erscheint unsere Nachbargalaxie Centaurus A niemals als so farbenfrohes, hantelförmiges Gebilde. Für unsere Augen ist das etwa elf Millionen Lichtjahre entfernte Gebilde eigentlich nur eine helle, von einem dunklen Staubband umgebene Ellipse. Die im rechten Winkel dazu ausgestoßenen, hier nach links oben und rechts unten verlaufenden Materiejets, die sich in Tausenden Lichtjahren Entfernung zu sogenannten Lobes verbreitern, werden erst durch einen physikalischen Trick sichtbar: Der normalen Teleskopaufnahme ist, in rötlichen Tönen, ein Bild überlagert, das mit einem Submillimeterteleskop aufgenommen wurde. Und eine dritte Aufnahme im Röntgenbereich, hier bläulich dargestellt, zeigt rechts unten die Auswirkungen einer Schockwelle. Erst diese Kombination von Messdaten aus unterschiedlichen Bereichen des elektromagnetischen Spektrums erlaubt Astrophysikern, sich ein Bild von den Vorgängen im Inneren dieser Galaxie zu machen. Und erst damit hat JA-Mitglied Julia Tjus (Universität Bochum, Fakultät für Physik und Astronomie) einen Ansatzpunkt für ihre Forschung. Sie geht der Frage nach, wie in Himmelsobjekten wie Centaurus A Gammastrahlung erzeugt wird, die um viele Zehnerpotenzen energiereicher ist als solche, die beim radioaktiven Zerfall entsteht.

Dank des rasanten Fortschritts in den Naturwissenschaften wissen wir von Teilchen und biologischen Strukturen, von globalen Phänomenen und Himmelskörpern, die Forscher vor hundert Jahren sich nicht einmal hätten träumen lassen. Gerade die Welten des Allerkleinsten und Allergrößten sind heute weit über die Begrenzungen optischer Instrumente hinaus zugänglich, erforschbar, ja sichtbar und damit sinnlich erfahrbar zu machen. Manches hat schon Einzug ins kollektive visuelle Gedächtnis gehalten. Ob einzelne Zellen in didaktisch optimierter Darstellung, ob Atome und Moleküle als bunte, teils miteinander verschmelzende Styroporkugeln oder Kernspin-Bilder des Gehirns, in denen gefärbte Aktivitätszentren den Anschein erwecken, man sähe direkt beim Denken zu.

Solche äußeren Bilder prägen auch innere Bilder, die wir uns von den jeweiligen Gegenständen machen, und damit unsere Sichtweise, unser Verständnis, unser Erkenntnisstreben. Das Sehen ist nun einmal unser wichtigster Zugang zur Welt. Dass es uns nicht nur unmittelbar Sichtbares, sondern auch Entferntes und überhaupt so ziemlich alles erschließt, daran haben wir uns spätestens seit der wachsenden Flut an digitalen Fotos, Filmen und Infografiken gewöhnt. Ebenso werden Forscher nicht müde, ihr Instrumentarium, das Unsichtbares sichtbar macht, immer weiterzuentwickeln.

Allein – ein Bild ist nicht automatisch ein Abbild, nicht einfach eine neutrale, gar objektive Spiegelung der Wirklichkeit auf eine rechteckige zweidimensionale Fläche. Beim Betrachten eines Gemäldes, vielleicht auch eines Fotos, mag uns bewusst sein, dass darin auch die subjektive Sichtweise des Urhebers, seine mögliche Voreingenommenheit zum Ausdruck kommt. Analog gilt für Bilder, die von den Naturwissenschaften generiert werden: Egal wie ausgeprägt der fotorealistische Anschein – immer liegt ein komplexer Erkenntnisprozess zugrunde. Die Bilder spiegeln nicht, wie die Dinge aussehen oder gar wie sie sind, sondern sie zeigen das Ergebnis einer Bilderzeugungsmethode, die auf bestimmte Aspekte zielt, gewisse Parameter selektiert und möglicherweise gar fehlerbehaftet ist. Die folgenden Abbildungen aus der Arbeit von Mitgliedern und Alumni der Jungen Akademie (JA) regen deshalb an, den Anschein infrage zu stellen und sich die Konstruktionsleistung vor Augen zu führen, die derartigen Bildern innewohnt.



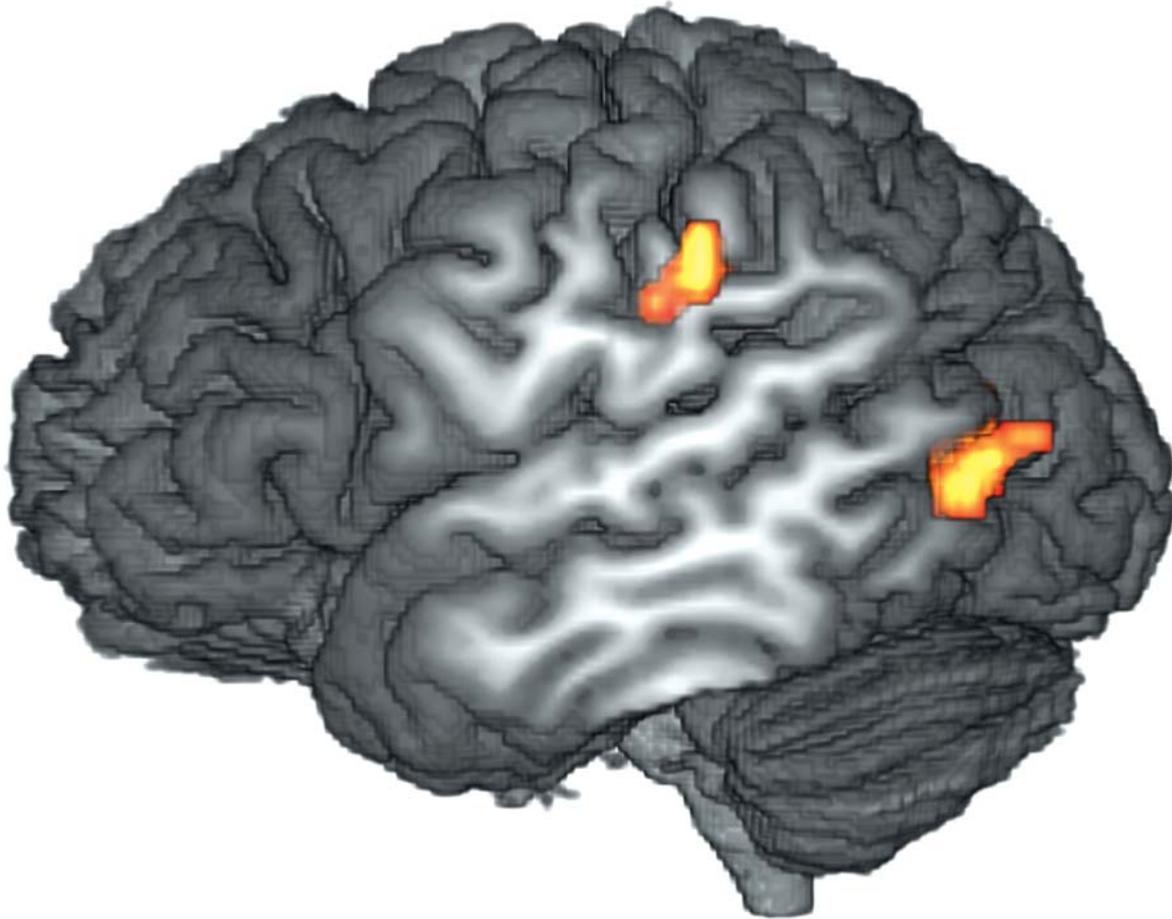


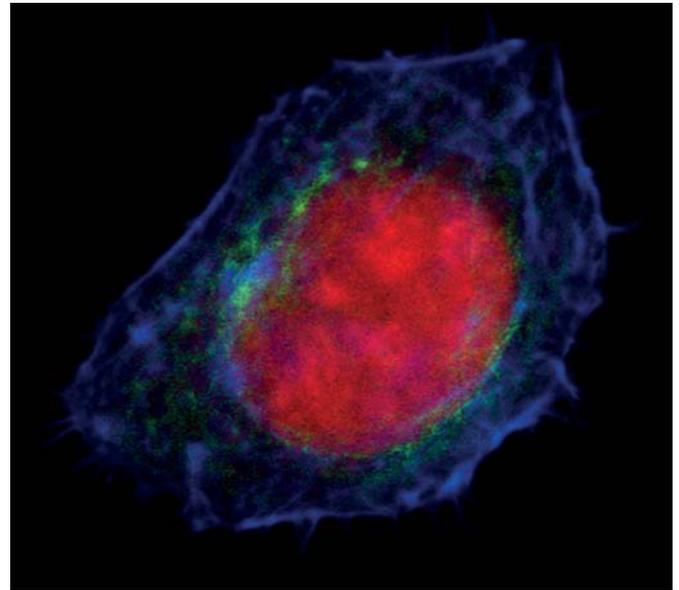
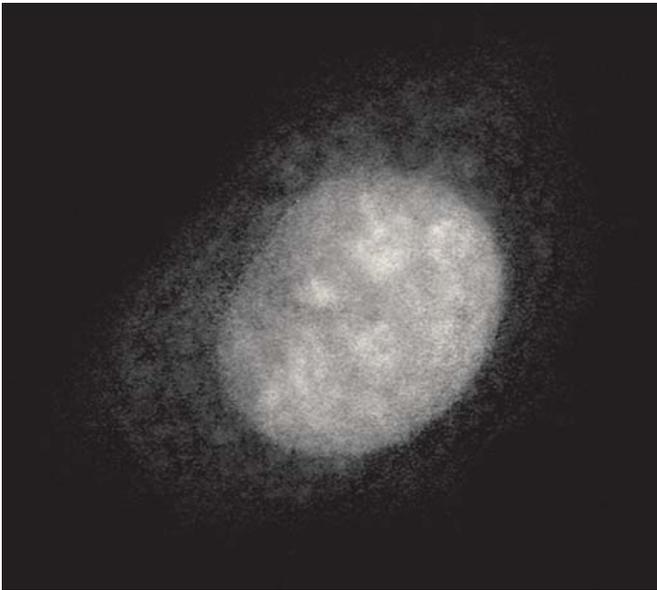
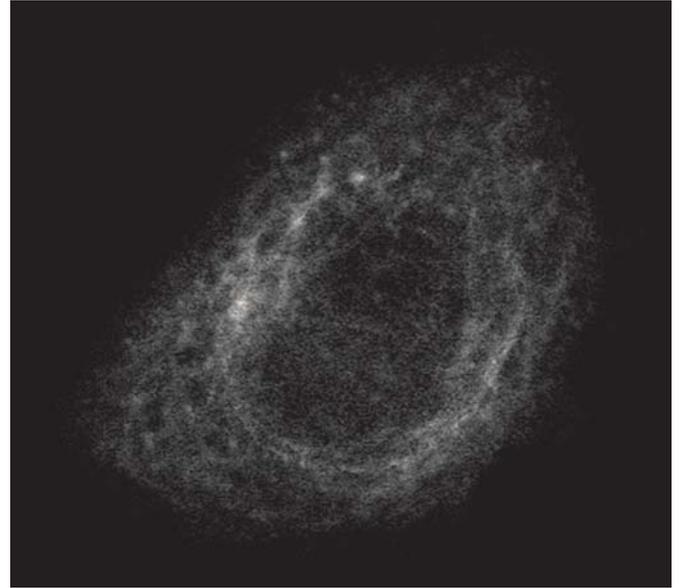
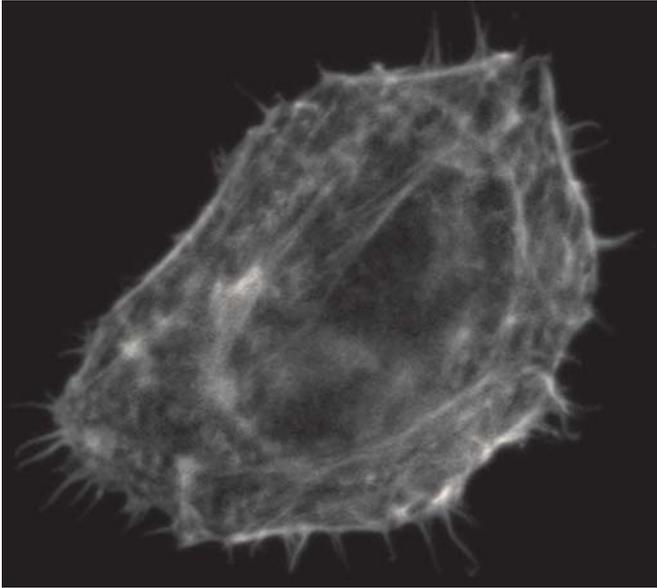
Bild: Ricarda Schubotz

EINBLICK INS DENKEN

Wie kaum eine andere Disziplin verändern die Neurowissenschaften das Selbstbild des Menschen. Viel dazu tragen Bilder bei, die den Eindruck vermitteln, hier werde dem Gehirn unmittelbar beim Denken, Fühlen oder Entscheiden zugeschaut. In diesem Bild, das aus einer Studie der JA-Alumna Ricarda Schubotz (Universität Münster, Institut für Psychologie) stammt, geht es um das Abwägen der Handlungsoptionen angesichts von Objekt und

Werkzeug, etwa Apfel und Messer. Je mehr Optionen es gibt – im Beispiel: schneiden, schälen oder aufspießen –, desto aktiver werden die markierten Cortex-Areale. Dabei ist der Blick in den Kopf längst nicht so unmittelbar, wie es scheint. Das verwendete Verfahren, die funktionelle Kernspintomografie, misst nicht neuronale Signale, sondern die Verzerrung eines Magnetfeldes, die durch den Sauerstoffgehalt des Blutes beeinflusst wird, und damit

indirekt die Stoffwechselaktivität – in würfelförmigen Teilvolumina mit drei Millimeter langen Kanten, die in der Abbildung bewusst sichtbar bleiben. Die Messung wird an ein bis zwei Dutzend Probanden jeweils zigfach wiederholt, um statistisch auffällige Zusammenhänge zwischen Stoffwechsel und Aufgabenstellung erfassen zu können. Spezielle Programme werten das Datenkonvolut statistisch aus und erzeugen schließlich ein Bild.



Bilder: aus Neber et al., *Biophys J* 96 (2009), S. 3795, mit Genehmigung der Biophysical Society

LEUCHTEND BUNTE ZELLEN

Rot, grün, blau: Was hier in freundlichen Farben leuchtet, ist eine HeLa-Zelle – entstammt also einer Zelllinie, die auf ein Gebärmutterhalskarzinom zurückgeht. Ein derart präzises Bild ließe sich mit einem normalen Lichtmikroskop niemals gewinnen. Vielmehr kommt Fluoreszenz-Laserscanning-Mikroskopie zum Einsatz: Die mit fluoreszierendem Farbstoff eingefärbte Zelle wird von einem Laserstrahl Punkt für Punkt abgetastet. Manche Pixel

emittieren Fluoreszenzstrahlung, diese wird von Photodetektoren registriert, und aus dem zeitlichen Verlauf der Messdaten setzt der Computer ein Bild zusammen. Schwierig ist allerdings, verschiedene Strukturen in der Zelle gleichzeitig sichtbar zu machen. Zwar kann man sie mit unterschiedlichen Farbstoffen anfärben, aber oft überlappen sich deren Fluoreszenzspektren, sodass die Quelle der detektierten Strahlung unklar ist. Wie

JA-Mitglied Fabian Theis (Helmholtz-Zentrum und Technische Universität München) mit Kollegen in einem Projekt gezeigt hat, können bestimmte mathematische Verfahren weiterhelfen. Sie erlauben unter bestimmten Voraussetzungen, die gemessenen Intensitäten eben doch relativ eindeutig den Farbstoffen zuzuordnen. So sind hier auf Grundlage eines Messgangs drei monochrome Teilbilder entstanden – und in der Summe eine Falschfarbendarstellung.

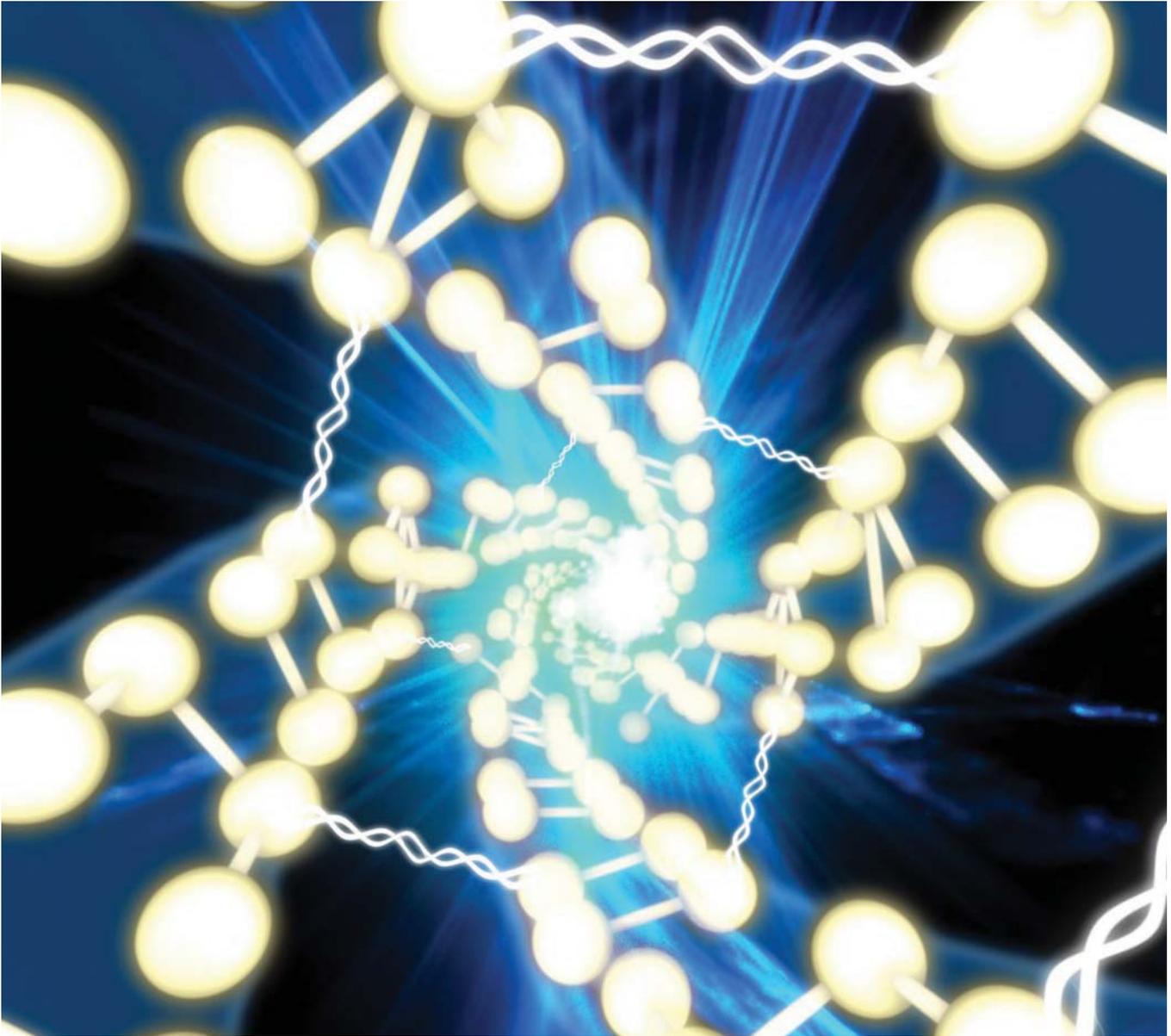


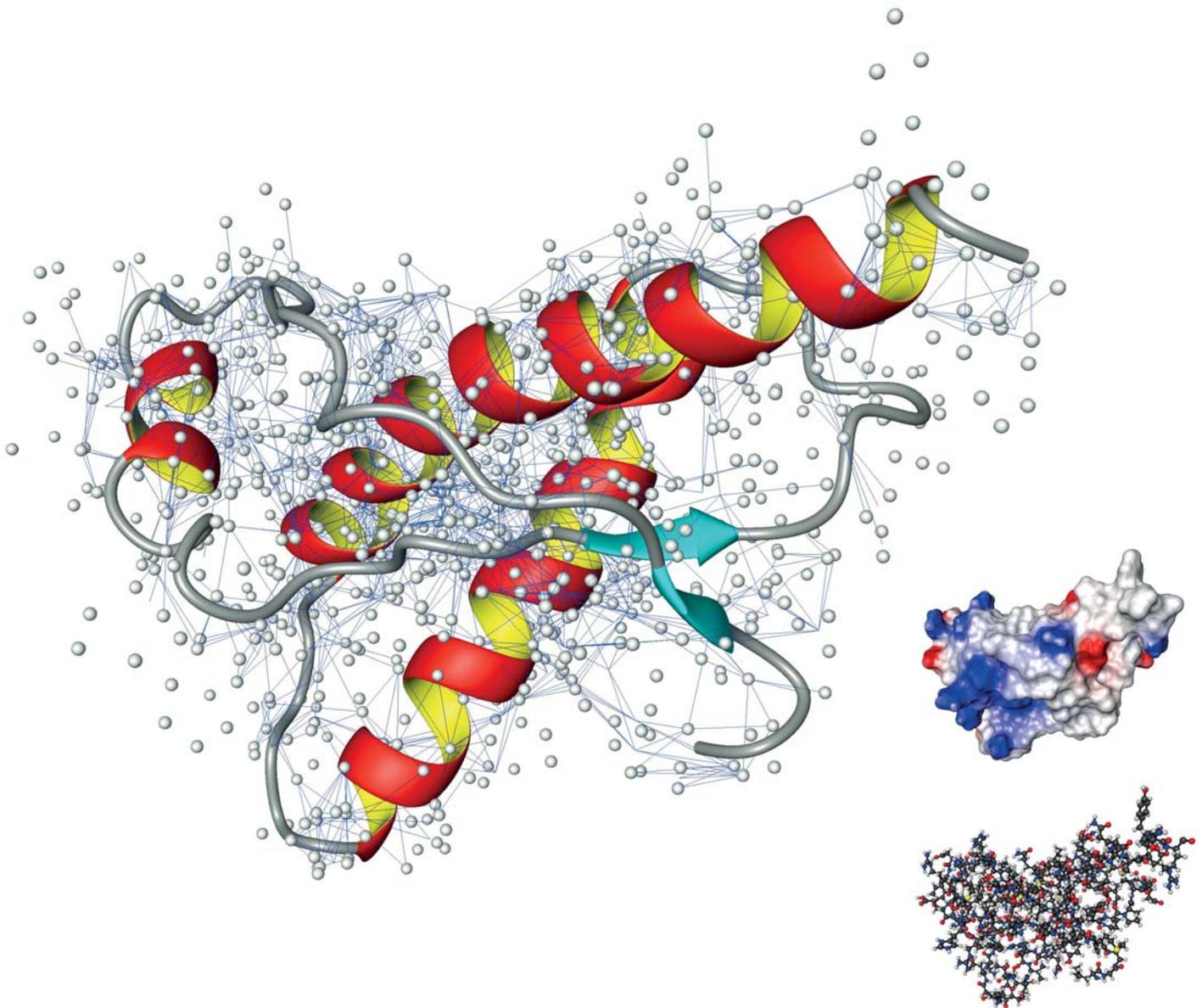
Bild: Jon Heras

QUANTENBITS UND VERSCHRÄNKUNG

Groß sind Faszination und Anwendungspotenzial der Quantenphysik, groß sind ihre Paradoxa für unseren an der makroskopischen Welt geschulten Verstand. Teilchen können nur bestimmte Zustände einnehmen – Zwischenwerte sind unmöglich –, davon aber mehrere zur gleichen Zeit: Man spricht von Überlagerung oder Superposition. Zudem können zwei Teilchen in einem gemeinsamen, „verschränkten“ Zustand präpariert werden. Dann wirken

sich bestimmte Interaktionen, die das eine Teilchen erfährt, unmittelbar auf das andere aus, egal wie weit sich dieses mittlerweile entfernt hat. Diese Eigenschaften machen neuartige, ungeheuer schnelle und sichere Computer möglich. Das jedenfalls sagt die Theorie – und Quantenphysiker in aller Welt sind dabei, sie Schritt für Schritt in die Praxis zu überführen. So ist im Laborexperiment absolut sicheres Cloud Computing machbar. Das konnte JA-

Alumnus Philip Walther (Universität Wien, Institut für Quantenoptik und Quanteninformation) beweisen: Ein zentraler Quantencomputer führt Rechnungen mit Quantenbits durch, ohne dass er diesen überhaupt die Ausgangsdaten entnehmen könnte. Als Quantenbits dienen speziell präparierte Photonen, die der Computer gemäß einem Algorithmus verschränkt. Um das im Ansatz zu visualisieren, helfen nur künstlerische Fantasie und Illustration.



Bilder: Christiane Ritter, verwendete Software: MOLMOL

POTENZIELLER ÜBELTÄTER IM GEHIRN

Drei Bilder – dreimal derselbe Gegenstand: Abgebildet ist das humane Prionprotein hPrP, ein Eiweißmolekül, dessen normale, vermutlich schützende Funktionen im Nervensystem noch nicht völlig verstanden sind. Klar ist jedoch, dass hPrP zu einer Bedrohung mutieren kann. Faltet sich die lange Proteinkette anders als hier abgebildet, neigen die Moleküle dazu, schwer lösliche Ablagerungen im Gehirn zu bilden. Diese gelten als Auslöser der tödlichen

Creutzfeld-Jakob-Krankheit. JA-Mitglied Christiane Ritter (Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung, Braunschweig) interessiert sich für hPrP noch aus einem anderen Grund: Seine krank machende Form ähnelt Substanzen, die von pathogenen Bakterien hergestellt werden. Derartige Makromoleküle besser zu verstehen, könnte deshalb therapeutische Wege für viele Krankheiten eröffnen. Eine bildliche Darstellung kommt dabei nur durch

eine komplexe Konstruktionsleistung zustande: Kernspinresonanzspektroskopie liefert Daten, dargestellt als blaue Linien im großen Bild, über die räumliche Nähe zwischen Paaren von Wasserstoffatomen. Daraus berechnen Computerprogramme alles Weitere, etwa die Lage der Wasserstoff- und übrigen Atome (unten); das Vorkommen typischer Strukturelemente, hier als Spiralen und Pfeile visualisiert; sowie die Oberflächenstruktur samt Ladungsverteilung.

DIE MACHT DER BILDTRADITIONEN

Selbst eindeutig wirkende Fotos können in die Irre führen

TEXT VERONIKA LIPPHARDT

Historische Aufnahmen lösen mitunter stereotype Gefühle und Assoziationsketten aus, vor allem, wenn es sich um Aufnahmen aus der NS-Zeit handelt. Nicht immer werden solche emotional aufgeladenen Assoziationen dem dargestellten Sachgehalt gerecht. Ein gutes Beispiel dafür lieferte die „Süddeutsche Zeitung“ am 24. März 2011. Auf Seite neun illustrierte sie einen Bericht über eine Studie der Bundesärztekammer zur Ärzteschaft in der NS-Zeit mit einem Foto, das zeigt, wie zwei Erwachsene in Arztkitteln die Kopfmaße eines Kindes mit einem Messgerät ermitteln und notieren. Bildunterschrift: „Viele Mediziner teilten den Rassenwahn der Nationalsozialisten. Sie nahmen die Verbrechen des Regimes nicht nur stillschweigend hin, sondern machten mit – wie hier bei der ‚rassenhygienischen‘ Untersuchung eines jüdischen Kindes im Jahr 1936. Foto: Bildarchiv Pisarek“.

Nun gibt es zahlreiche Fotos, die die Verbrechen von deutschen Ärzten in der NS-Zeit viel drastischer darstellen. Die SZ-Redaktion mag gerade dieses ausgewählt haben, weil es ohne Grausamkeit auskommt, aber die Verbindung von Ideologie und Verbrechen herzustellen scheint. Die Assoziationskette sagt: Das jüdische Kind wird von nationalsozialistischen Ärzten unter rassenhygi-

enischen Gesichtspunkten vermessen, als minderwertig eingestuft und später umgebracht. So funktioniert die Bildlogik in Hunderten deutscher Schulbücher, in Ausstellungen, Dokumentarfilmen und etlichen weiteren Publikationen. Wer diese Bildlogik nie hinterfragt hat, wird in den beiden Erwachsenen böse Aggressoren sehen, die an der vermuteten Ermordung des Kindes mitschuldig sind.

Dabei verrät das Bild kaum etwas über seinen Entstehungskontext. Historisch Bewanderte, die die vielfältige Geschichte der Eugenik und der Physischen Anthropologie kennen, werden sich im Klaren sein, dass dieses Bild überall auf der Welt aufgenommen worden sein könnte. Sie werden die darauf abgebildeten Erwachsenen auch nicht automatisch als Verbrecher einstufen, sondern höchstens überrascht sein, wenn sie erfahren, dass die gezeigte Kopfvermessung von deutschen Juden durchgeführt wurde: Das Foto zeigt eine Momentaufnahme aus einem Forschungsprojekt des jüdischen Arztes und Anthropologen Wilhelm Nussbaum, die beiden Erwachsenen sind seine Assistenten. Die von Nussbaum geleitete „Arbeitsgemeinschaft für Jüdische Erbforschung und Erbpflge“ untersuchte zwischen 1933 und 1935 rund 1.200 Juden in Deutschland. Die Zeitschrift des Ärztesbundes „Ziel und Weg“ druckte

1934 in einem Bericht über Nussbaums Forschungen neben weiteren Aufnahmen auch dieses Bild.

Nussbaums explizites Ziel war, den bedrängten deutschen Juden Mut und Selbstbewusstsein zu geben. Er wollte beweisen, dass die europäischen Juden anthropologisch nach Europa gehörten und keine „fremde Rasse“ seien, wie seine nichtjüdischen Kollegen behaupteten. Auch war ihm bewusst, dass sein Material von den Nationalsozialisten missbraucht werden könnte; ihm gelang mit seiner Emigration 1935 der Transfer seiner gesamten Unterlagen in die USA. Ohne Zweifel waren seine Untersuchungen für die Probanden weder schmerzhaft noch gefährlich.

Man kann der SZ und dem Bildarchiv Pisarek kaum einen Vorwurf machen, denn die Herkunft der Bilder ist schwer zu recherchieren. Ein Archivar des Leo Baeck Institute in New York entdeckte 2006, dass auch das Holocaust-Museum in Washington und andere Bildungsinstitutionen die Bilder aus Nussbaums Praxis irrtümlich als Illustrationen von NS-Verbrechen verwendet hatten. Das liegt auch an der Überlieferungsgeschichte: Die Bilder aus dem Archiv Pisarek stammen von dem deutsch-jüdischen Fotografen Abraham Pisarek und seinen Kollegen,

sie zeigen deutsch-jüdisches Leben der 1930er in Berlin. Leider wurden die Bilder ungenau verschlagwortet und mit einem falschen Datum versehen.

Man sollte gegenüber den kollektiven Bildtraditionen der deutschen Geschichtspolitik also kritisch wachsam sein. Nussbaum hat keine Verbrechen begangen oder unterstützt. Seinem verzweifelten, bisweilen naiven und die eigenen Handlungsmöglichkeiten überschätzenden Engagement wird der emotionale Reflex des falsch abgedruckten Bildes keineswegs gerecht. Zwar vertrat er, wie angesichts des damaligen Diskussionsstandes viele Wissenschaftler und Ärzte auf der ganzen Welt, moderate eugenische Ideen, aber nicht jene radikalen Vorstellungen, die andere Wissenschaftler nahe an das NS-Regime brachten. Niemals hätte er Zwangssterilisationen, Euthanasie und Massenmord gutgeheißen.

Es ist deshalb an der Zeit, die kollektive Emotionalität der Visualisierung von NS-Geschichte zu problematisieren. Dazu gehört eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Zusammenhang zwischen Anthropometrie und Eugenik. Anthropometrische Vermessungen mussten und müssen keineswegs immer rassenpolitischen Zwecken dienen. So



1934: Ein jüdisches Kind wird vermessen. Wer antisemitische Motive vermutet, liegt allerdings völlig falsch.

wurden sie auch angewendet, um zu beweisen, dass das körperliche Wachstum von Kindern nicht von der Rasse, sondern von der Ernährung und anderen Umweltfaktoren abhängt. Heute werden Körper mit Hightech-Gerät vermessen, um etwa Kleidergrößen zu ermitteln oder Sitzmöbel ergonomisch zu gestalten. Trotzdem kann man die Anthropometrie nicht als „unschuldige“, lediglich „missbrauchte“ Methode bezeichnen: Zu Recht wird heute kritisch gesehen, dass sie Menschen zu messbaren und bewertbaren Objekten macht.

Und zudem gab es im frühen 20. Jahrhundert (nicht nur in Deutschland) tatsächlich Forscher, die mit ihren anthropo-

metrischen Untersuchungen rassistische, rassenhygienische oder eugenische Ziele verfolgten. Manche schrieben nach 1933 auf anthropometrischer Grundlage rassenbiologische Gutachten und lieferten damit dem NS-Regime bereitwillig die Entscheidungsgrundlage für Zwangssterilisation und Ermordung. Vermutlich wurden auch solche Wissenschaftler bei ihren Vermessungen fotografiert, und sicherlich sahen diese Fotos ähnlich aus wie das hier besprochene.

Aber Nussbaum wusste und ahnte 1934, zum Zeitpunkt der Aufnahme, davon nichts. Anthropometrie gehörte zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung, angewandt im besten Gewissen, um vermeintlich objektives Wissen herzustellen.

WEGE AUS DER STEREOTYPEN-FALLE

Am Beispiel Migration und Minderheiten wird das ambivalente Potenzial von Bildern besonders deutlich. Ein Gespräch über Chancen, Risiken und Interdisziplinarität

INTERVIEW ULRICH PONTES

JAM: Soziologen wie Literaturwissenschaftler sind per se nicht unbedingt Experten für visuelle Darstellungen. Sie jedoch beschäftigt das Thema Visualität in Bezug auf Migration und Minderheiten. Warum?

Sabine Koller: Minderheiten, egal ob ethnischer, religiöser, sexueller oder anderer Natur, und Migration von Minderheiten sind oft ein gesellschaftliches Tabu. Deshalb sind Visualisierungen wie Fotos, Diagramme, Schaubilder oder Karten wichtige Instrumente, um Stimmen mutiger Journalisten, Wissenschaftler oder Menschenrechtler, die auf Vertreibung oder Verfolgung von Minderheiten aufmerksam machen, zu unterstützen. Sie setzen diffusen, von Stereotypen und Vorurteilen geprägten Vorstellungen von Minderheiten konkrete Bilder entgegen. Sie geben Randgruppen, die sonst in der Anonymität des Verdrängten verschwinden, ein Gesicht.

JAM: Aber ist das wirklich ein authentisches Gesicht? In der Presse etwa sind Fotomotive doch oft sehr stereotyp: Eine Frau mit Kopftuch repräsentiert Migration, Bilder vom Christopher Street Day stehen für lesbisch-schwule Themen ...

Magdalena Nowicka: Bilder beziehen sich auf eine gemeinsame semantische Struktur, die Menschen in einer Kultur teilen. Visualisierung der Migration wirkt deswegen nur dann, wenn das Bild direkt – ohne eine lange Unterschrift – interpretiert werden kann. Jedes Bild in einer Zeitung, Zeitschrift oder im Fernsehen zum Thema Migration basiert deshalb auf unserem alltäglichen und oft stereotypischen Wissen über das Funktionieren einer Gesellschaft und die Rolle, die Migrantinnen und

Migranten darin anzunehmen haben. In unserer westeuropäischen Sicht: Migranten sind Einwanderer auf der Suche nach Arbeit und besseren Lebensbedingungen. Speziell in Deutschland funktionieren Bilder von schwarzhäarigen Männern mit Schnurrbart in Arbeitskleidung und in einer Fabrik. Oder eben Frauen mit Kopftuch, asiatisch aussehende Personen oder Schwarze – genau diese Bilder bekommt man, wenn man nach Migranten-Bildern auf deutschsprachigen Websites googelt.

JAM: Das klingt, als ob differenziert denkende Wissenschaftler um derartige Visualisierungen einen weiten Bogen machen sollten.

Magdalena Nowicka: Jeder Forscher, der nicht auf die Kraft von Visualisierungen verzichten will, befindet sich einem Spannungsfeld zwischen dem, was er weiß, und dem, was andere auf einem Bild sehen. Denn die Öffentlichkeit teilt die Bilder, aber nicht das Wissen des Forschers. Es besteht die Gefahr, dass die Visualisierung letztlich nicht das Wissen des Forschers vermittelt, sondern die Vorurteile der Öffentlichkeit bestätigt. Dieser Gefahr sind sich die Migrationsforscher durchaus bewusst, jedenfalls die meisten. Spätestens bei der Nachfrage des Verlags, welches Bild auf den Umschlag kommen soll, müssen sich aber viele der Frage nach der Macht der Bilder stellen.

Sabine Koller: Bilder – und damit meine ich gerade dokumentarische Bilder – haben ein Gefahrenpotenzial, was das Übersehen des Urhebersubjekts und die vermeintliche Neutralität ihrer Aussage angeht. Dank des ‚iconic turn‘ ist man sich dessen mehr und mehr bewusst. Trotzdem fasziniert mich, über



DIE SOZIOLOGIN

Magdalena Nowicka, Jahrgang 1976, arbeitet als Postdoktorandin am Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften in Göttingen und an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ein Schwerpunkt ihrer Arbeit ist Migration – ein Thema, das die gebürtige Polin auch aus der Innenperspektive kennt.

welchen kritischen Apparat du als Soziologin verfügst. Bilder beeinflussen Wissen, Wissen ist Macht, unser Blick ist durch unsere eurozentristische Perspektive geprägt – womit wir da umgehen, wird mir erst durch deine Sichtweise wieder richtig bewusst. Wissenschaftliches Vorgehen heißt ja gerade: ansprechen und anforschen gegen vorgefertigte Bilder in den Köpfen. Und natürlich dürfen wir nie vergessen, dass hinter Bildern – ähnlich wie auch hinter Begriffen wie „Migrant“ – viele einzelne Individuen stehen. Personen, deren Würde und Integrität gewahrt werden muss!

Magdalena Nowicka: Genau das ist schwierig. Nehmen wir ein Foto von einem überfüllten Boot, das an der italienischen Küste ankommt. Das ist in Europa für alle lesbar, aber rückt die Flüchtlinge in negatives Licht, präsentiert sie als Angreifer. Versucht man die Immigranten eher als Opfer darzustellen, spricht ihnen das tendenziell die Handlungsfähigkeit ab. Versucht man die negativen mit positiven Darstellungen auszubalancieren, was etwa Hilfsorganisationen oft tun, so droht dies die Situation zu verharmlosen und fördert zudem die Tendenz, zwischen guten (netten, talentierten) und schlechten Immigranten zu unter-



DIE PHILOLOGIN

Sabine Koller, Jahrgang 1971, ist Privatdozentin am Institut für Slavistik der Universität Regensburg. Ihr Interesse gilt der russischen und jiddischen Literatur und Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts, Intermedialität sowie kulturellen Übersetzungsprozessen. Ihr Steckpferd dabei ist eine im Zarenreich unterdrückte Minderheit: das Ostjudentum.

scheiden. Und bei alledem liegt der Fokus auf dem Besonderen und Dramatischen – in Wahrheit ist Migration aber alltäglich, komplex und zumeist unspektakulär! Leider wird das ethnische Minenfeld, das Bilder mit sich bringen, von der Migrationsforschung bisher nicht genügend aufgegriffen. Aber was mich nun interessieren würde: Große Bedeutung kommt ja immer auch der Betextung zu. Welche Perspektive hast du als Philologin darauf?

Sabine Koller: Visuelle und textliche Darstellung müssen sich grundsätzlich ergänzen. Aus meiner Sicht ist diese Komplementarität erforderlich, jedenfalls in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Minderheiten und Migration, um der Komplexität des Themas gerecht zu werden. Bilder und Texte funktionieren natürlich ganz unterschiedlich. Daraus leiten sich unterschiedliche Sinnbildungen und -steuerungen ab, für die man sensibilisieren muss. Darüber hinaus möchte ich hier aber vor allem auf die Perspektive eingehen: In der Regel werden Bilder zu Migration und Minderheiten aus der Außerperspektive etwa eines Journalisten oder Wissenschaftlers erstellt. Sie bedürfen der Ergänzung durch eine Innenperspektive. So ist es



Bedrückende Erfahrung einer Minderheit, künstlerisch gespiegelt: Bilder des polnischen Juden Maurycy Minkowski (1881–1930)

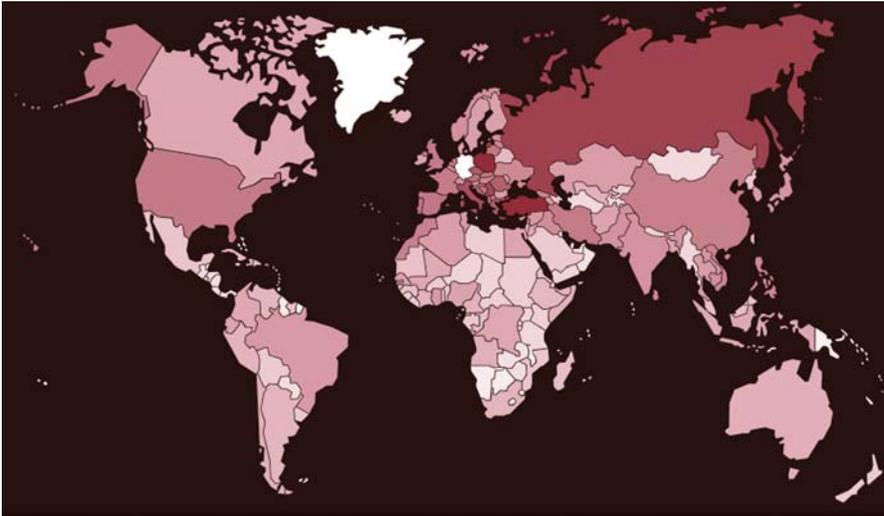
ja oft eine erniedrigende Erfahrung, einer Minderheit anzugehören. Oder nehmen wir die psychischen Folgen unfreiwilliger Migration. Da würde ich für die jüngere Geschichte Zeugnisse von Betroffenen, also Oral History, als wichtige Ergänzung ansehen. Für frühere Zeiten können autobiografische, aber auch literarische Texte diese Funktion übernehmen. Aber auch subjektive Formen der Visualisierung wie Bilder, Zeichnungen oder Fotos, kurzum künstlerische Auseinandersetzungen der Betroffenen mit ihrer Situation, können diese Innenperspektive vermitteln. Bilder von osteuropäischen Juden, die Anfang des 20. Jahrhunderts aus Russland fliehen, wie sie von Leonid Pasternak, Maurycy Minkowski, Samuel Hirszenberg oder Marc Chagall geschaffen wurden, sind eindrucksvolle Beispiele dafür. Übrigens trugen sie damals wesentlich zur Identitätsbildung der unterdrückten Ostjuden bei.

Magdalena Nowicka: Dieser Blick von innen ist auch für die heutigen Sozialwissenschaften zunehmend wichtig. Von den Migrantinnen und Migranten selbst produzierte Zeichnungen, Fotos, Videos ergänzen die Narrationen. Sie werden als gleichwertige Quellen benutzt und bieten neuen Zugang zu den Erfahrungsräumen der Betroffenen.

JAM: Nun gibt es ja noch eine grundsätzlich andere Form der Visualisierung, nämlich Grafiken und Diagramme. Also Information statt Emotion. Kommt dies wissenschaftlichen Objektivitätsbestrebungen nicht eher entgegen?

Magdalena Nowicka: Richtig, jedenfalls gilt das für quantitativ arbeitende Migrationsforscher. Für sie ist die Komplexität reduzierende Wirkung von Abbildungen gerade von Vorteil: Grafiken sind sehr effektiv. Sie erlauben, komplexe Zusammenhänge und große Mengen an Informationen schnell zu vermitteln. So werden die Daten des US-Verfassungsschutzes zu Menschen, die in einem Jahr die Grenzen der USA überqueren, in einer Tabelle gesammelt, die sich trotz winziger, nur sieben Punkt großer Schrift über vier Seiten erstreckt. Da verliert man völlig den Überblick. Ein Diagramm dagegen kann auf einen Blick vermitteln, woher diese Personen stammen, ob es mehr Männer oder Frauen waren und ob die Zahl der Grenzüberquerungen in den letzten Jahren zunahm.

Sabine Koller: Die visuell schematisierte Abbildung, wann und wie Minderheiten migrieren, zeigt simultan Prozesse, die in der Realität meist sukzessiv ablaufen. Die Visualisierung wird so zu einer verdichteten Geschichte – und kann ein sehr gutes Barometer sein, wie heiß oder wie kalt, im Sinne Claude Lévi-Strauss', Kulturräume sind, das heißt, wie sehr sie sich durch Migration und Minderheiten verändern oder nicht. Aber Visualisierungen zur Migration vermitteln natürlich noch viel mehr: wo Diasporen entstehen, wann es in der Geschichte Hochzeiten der Migration gab, wie weit Migrationsbewegungen reichen können. Und: Visualisierungen sind ein gutes Mittel, um Pluralität deutlich zu machen und überkommene Mythen vom einen Land, von der einen Sprache und einer Nation zu enttarnen. Vor einem bunten Flickenteppich ethnischer Zugehörigkeiten ist es



Komplexe Informationen, kompakt dargestellt: Herkunft der Zuwanderer in Deutschland



Stereotypen: Foto zum Thema Migration

schwierig, für ‚ein Volk‘ Werbung zu machen.

JAM: Sind solche informationsgetriebenen Visualisierungen also durchweg hilfreich und unproblematisch?

Sabine Koller: Jedenfalls haben sie einen hohen heuristischen Eigenwert und sind eine wichtige Brücke in die Öffentlichkeit, wenn es um die Vermittlung von (un-)freiwilligen Wanderungsbewegungen geht. Sie können der Manipulation entgegenwirken – immer unter der Voraussetzung, dass sie auf empirisch erfassten harten Fakten beruhen. Natürlich darf darüber die gelebte Erfahrung, das Emotionale nicht vergessen werden.

Magdalena Nowicka: In der Kartografie etwa ist man sich durchaus bewusst, dass jede Karte Wissen nicht nur repräsentiert, sondern auch produziert. Schon durch die Auswahl der Informationen kann Macht ausgeübt oder soziale Veränderung angestrebt werden, etwa wenn man Migration grafisch mit Themen wie Rassismus, Wirtschaftskraft oder sozialer Ungleichheit kombiniert und so bestimmte soziale Probleme gezielt ein- oder ausblendet. Im kleinen Maßstab betreiben Wissenschaftler diese Art von Politik und Machtausübung übrigens bei jeder Antragstellung: Mit einer entsprechenden Visualisierung lässt sich der potenzielle Förderer schnell von Ausmaß und Dringlichkeit des zu untersuchenden Problems überzeugen. Visualisierungen entscheiden deshalb oft darüber, welche Migranten wo und unter welchem Aspekt untersucht werden – und welcher Migrationsforscher Karriere macht.

JAM: Um ein Fazit zu versuchen: Visuelle Darstellungen sind ein mächtiges Kommunikationsmittel und als solches, gerade bei so politischen Themen von Migration und Minderheiten, fast dafür prädestiniert, von allen Seiten instrumentalisiert zu werden. Man sollte sich also nicht von der scheinbaren Objektivität blenden lassen, mit der ein Diagramm oder ein dokumentarisches Foto daherkommt.

Magdalena Nowicka: Ich würde gern noch anregen, die neuen technologischen Entwicklungen im Blick zu behalten. Daten können heute multimedial erhoben und verarbeitet werden. Und durch interaktive Darstellungsformen, die Texte, Bilder, grafische Darstellungen und Videos vernetzen, wird dieser Datenbestand dann auf ganz neue, vielfältige Weise erschließbar. So bieten sich zunehmend gute Chancen, Stereotypen über Migration zu durchbrechen.

Sabine Koller: Zudem wird hier deutlich, wie wichtig komplexeres Arbeiten auf mehreren Ebenen ist: Einerseits sollten Bilder nie allein, sondern immer ergänzend zu anderen Medien betrachtet und ausgewertet werden. Und andererseits ist die interdisziplinäre Perspektive wichtig und bereichernd. Beides, Intermedialität und Interdisziplinarität, hilft uns, gerade im Umgang mit Minderheiten unseren gängigen, wahrheitsorientierten Habitus aufzubrechen – um hinter die Bilder zu blicken und die machtabhängige Bild- und Wissensproduktion miteinander zu verbinden.



GUTE BILDER, SCHLECHTE BILDER?

Mediävistische Impressionen

TEXT KLAUS OSCEMA

Finsteres Zeitalter, Hexenprozesse, Inquisition – lange bevor der ‚iconic turn‘ Bilder verstärkt in das Blickfeld kulturwissenschaftlicher Analysen rückte, mussten sich Mediävisten mit Bildern in den Köpfen auseinandersetzen. Mit Bildern freilich, die weniger über das Mittelalter aussagen, als über moderne Vorstellungen und Wünsche: Es handelt sich um Projektionen, mittels derer wir uns selbstvergewissernd unsere eigene Modernität vor Augen führen, die sich so wohltuend von der ‚Mittelalterlichkeit‘ der Vorzeit unterscheidet.

Der ‚iconic turn‘ zielt weniger auf solche mentalen Konstrukte, wenngleich sie von großer Bedeutung für unsere Wahrnehmung unserer selbst wie vom Anderen sind. Es geht vielmehr um materielle Artefakte, denen die traditionell textbezogene Geschichtswissenschaft angeblich nur wenig abgewinnen konnte. Wie viele Vorurteile besitzt auch dieses einen wahren Kern, der die Realität aber nur halb erfasst. Neben den Bildern in den Köpfen, denen heutige Publikationen ein „leuchtendes Mittelalter“ – etwa der Buchmalerei – entgegensetzen, spielen auch konkrete Bilder in der mediävistischen Arbeit schon lange eine Rolle: Das gilt für Percy Ernst Schramms Forschungen zu den „Herrschaftszeichen“ des Mittelalters (und darüber hinaus) wie für Johan Huizingas vielgelesenen „Herbst des Mittelalters“. Solche Werke besitzen allerdings einen Ausnahmestatus, eben weil sie durch ihren originellen Blick die Grenzen der etablierten Forschung weiteten.

Hat sich heute durchgesetzt, was einst Ausnahme war? Wer die Kulturen des europäischen Mittelalters verstehen will, wird zwanglos sämtliche Materialien nutzen, die einen Zugang versprechen. Und so werden die Bücher über das Mittelalter vielleicht nicht bunter, aber doch reicher illustriert. Französische Historiker wiesen hier den Weg, indem sie ab den 1980er Jahren Bilder als Quelle einer „anthropologie historique“ etablierten. Daran schlossen fruchtbare Debatten an, die ‚das Bild‘ in all seiner Vielgestaltigkeit zum Gegenstand anspruchsvoller Untersur-

chungen machten – vom Spiel mit medialer Selbstreflexivität bis zum Ausdruck kultureller Prägungen.

Ermöglicht wurden solche Arbeiten auch durch den technischen Fortschritt, der den Zugriff auf Bilder in mittelalterlichen Handschriften ebenso erleichterte wie deren Reproduktion. Damit steht der ‚iconic turn‘ seit den 1990er Jahren nicht im luftleeren Raum disziplinärer Debatten, sondern er hängt mit aktuellen Entwicklungen des Lebensumfelds der Forschenden zusammen. Der neue Zugriff auf vergangene Zeiten eröffnet aber nicht nur der Wissenschaft Erkenntnismöglichkeiten: Auch ein breites Lesepublikum profitiert davon, das nicht mehr trockene Textwüsten zur Lektüre erhält, sondern sich an bisweilen prächtigen Darstellungen laben kann.

Das bringt aber zugleich Probleme unterschiedlicher Art mit sich. Zum einen befördert der ‚iconic turn‘ den Irrglauben, dass man Bilder ohne weiteres analytisch fruchtbar machen könne: Schließlich sieht man ja, was das Bild zeigt ... Dabei riskieren die Besonderheiten der Bildproduktion fremder Kulturen in den Hintergrund zu geraten, wenn spätmittelalterliche Bildzeugnisse wie moderne Fotografien gelesen werden, als unmittelbare Wiedergaben realer Situationen und Haltungen. Natürlich besitzen auch Fotografien ihre Tücken, wie bereits in den 1990er Jahren der Streit um die Bilder der Wehrmachtsausstellung zeigte, in dessen Zentrum die Identifikation der Personen sowie von Ort und Zeit der Aufnahmen stand. Die Probleme der Mediävisten aber greifen tiefer. Viele Bilder des späten Mittelalters – Miniaturen wie Tafelmalereien – mögen wie realistische Porträts wirken. Doch weit gefehlt: Der kritische Blick zeigt, dass das Konzept der fotorealistischen Wiedergabe hier nicht greift, sondern auch realistisch scheinende Bildwerke symbolisch verdichtete Aussagen und Idealformen transportieren. Kunsthistoriker sprechen vorsichtig von „veristischen“ Darstellungen, die den Anspruch auf Realismus weder einlösen können noch wollen. Wenn die Probleme hier aus dem Wunsch mancher Historiker





DIE TAUFTE CHLODWIGS DURCH DEN HEILIGEN REMIGIUS VON REIMS (angeblich 496): Vom Himmel bringt eine Taube das Heilige Salböl. Handschrift der „Grandes Chroniques de France“, um 1375/80. Paris, BnF, ms. fr. 2813, fol. 12v.

erwachsen, kurzerhand auf einen fahrenden Zug aufzuspringen, indem man auch einmal ein Bild als Quelle nutzt, so führt die Marktsituation der historischen Publizistik zu weiteren Schwierigkeiten: Das Publikum verlangt nach Bildern, also bemüht man sich um die reiche Illustration der Druckprodukte. Für viele Themen des frühen und hohen Mittelalters existieren aber keine zumindest zeitgenössischen Darstellungen. Selbst wenn solche vorliegen, das sollte deutlich geworden sein, stellen sie weniger eine realitätsbezogene Momentaufnahme dar, als vielmehr eine künstlerisch verdichtete Fassung. Die Suche nach attraktiven Darstellungen wichtiger Ereignisse oder Personen aus mittelalterlicher Zeit gestaltet sich damit schwierig. Häufig finden sich einschlägige Bilder erst in Werken, die Jahrhunderte nach den Ereignissen produziert wurden – und mangels besserer Alternativen werden dann die besprochenen Gegenstände mit anachronistischen Darstellungen in Szene gesetzt: Da kann schon einmal eine Studie zu einem Kreuzzugsthema, die sich dem 11. bis zum 13. Jahrhundert widmet, durch eine Buchmalerei des 15.

Jahrhunderts illustriert werden. Keine Frage: Das Bild ist bunt und ansprechend zugleich – alleine zum Thema trägt es eigentlich nichts bei.

Ein Beispiel bieten die fränkischen Merowinger – nach einem Ausstellungstitel der 1990er Jahre immerhin die „Wegbereiter Europas“. Die Taufe König Chlodwigs gilt vielen als eine Gründungsstunde auf dem Weg zu einem christlichen Europa; schon der Historiograph Gregor von Tours stilisierte sie im 6. Jahrhundert zu einem symbolischen Moment. Obwohl wir eigentlich gar nicht so genau wissen, wann dieses Ereignis stattgefunden hat, hinderte dies französische Mediävisten nicht daran, 1996 die nicht weniger symbolgeladene 1500-Jahr-Feier zu begehen, mit der Chlodwig als Gründungsfigur Frankreichs bestätigt wurde. Zeitgenössische Darstellungen dieser Sternstunde existieren jedoch nicht, erst ab dem hohen Mittelalter sind einzelne Bildwerke überliefert. Farbenprächtige, für den modernen Geschmack attraktive Fassungen entstanden sogar erst im späten Mittelalter – und so ist die Taufe Chlodwigs für den geschichtsinteressierten Leser wohl am stärksten mit einer Miniatur aus den französischen „Grandes Chroniques“ des 14. Jahrhunderts verbunden. Was kann uns dieses Bild aber über Chlodwig und seine Zeit sagen? Wenn man es genau nimmt: nichts. Der französische Mediävist Jacques Le Goff wies einst darauf hin, dass die Jungfrau von Orléans uns heute näherstehe, als sie Karl dem Großen gestanden habe. Auch die Taufe Chlodwigs und ihre bildliche Wiedergabe mögen aus moderner Sicht beide in ‚das Mittelalter‘ zu setzen sein: Sie sind aber durch acht Jahrhunderte getrennt. Picassos „Guernica“ entstand nur wenige Monate nach der brutalen Zerstörung der baskischen Stadt durch die „Legion Condor“, aber wer käme auf die Idee, es als Zeugnis für die dortigen Ereignisse zu interpretieren?

Bilder können uns also auf vielfältige Weise in die Irre führen und falsche Vorstellungen produzieren. Bewusst genutzt, werden sie zu einer wertvollen Grundlage der historischen Analyse – ein rein illustrativer Einsatz kann jedoch gravierende Folgen haben, indem er zur Konstruktion falscher Geschichtsbilder führt. Das Mittelalter mag hier meist noch eine harmlose Spielwiese darstellen, wenn man es mit den populären und wirksamen Bildern vergleicht, die das Bonner Haus der Geschichte in der Ausstellung „X für U – Bilder, die lügen“ zeigte. Die Wirkmechanismen gleichen sich aber – und man sollte sie sich gar nicht erst angewöhnen.

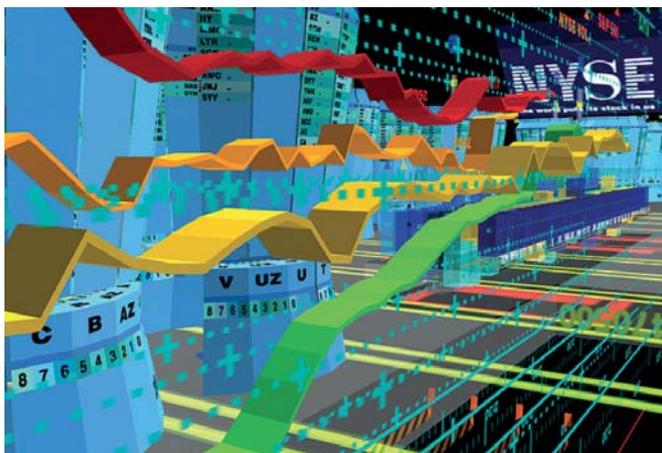


GEGENWARTSKULTUR VOM VERLUST BEDROHT

Medienkunst spielt eine Schlüsselrolle bei der Reflexion unserer Zeit. Doch mit der derzeitigen Förderpolitik drohen dieser Kulturschatz und seine zugehörigen Forschungsarchive verloren zu gehen

TEXT OLIVER GRAU

Eine interaktive Landkarte, auf der sich per Touchscreen navigieren lässt – das klingt wie Google Street View, ist aber ein in den 1970er-Jahren entstandenes Medienkunstwerk. Lange bevor das Internet genutzt und Google gegründet wurde, filmte Michael Naimark, der damals am Massachusetts Institute of Technology (MIT) studierte, mit einer an einem Auto angebrachten Kamera die Straßen von Aspen, Colorado, und verarbeitete das Bildmaterial zur ersten interaktiven Landkarte der Geschichte.



Finanzmarktprozess-Visualisierung: Banker lebten Weiterentwicklung ab

Seit nunmehr 50 Jahren verbindet die Medienkunst neueste Technologien mit großen Fragen unserer Zeit: Kritisch befassten sich Künstler mit Visionen der Life Sciences und Projektionen zum künstlichen Leben, mit Utopien der Neurowissenschaften, der Robotik und Cyborgs; Medienkunst reflektiert und erforscht

die Medien- und Bildrevolution und thematisiert Prozesse der Globalisierung. Bereits in den 1990er Jahren visualisierte die Künstlergruppe „Asymptote“ Prozesse der New Yorker Börse, NYSE. Komplexe Finanzprodukte standen an der Schwelle zur Verbildlichung – doch vielleicht lag Übersichtlichkeit, die Giftpapiere auch für Laien erkennbar gemacht hätte, nicht im Interesse der Banker. Sie lehnten jedenfalls eine Weiterentwicklung ab. Wie die Geschichte ausging, wissen wir ... Durch ihr visuelles Ausdruckspotenzial, das tradierten Kunstmedien früherer Jahrhunderte – Malerei und Skulptur etwa – technisch überlegen ist, fällt der Medienkunst bei der Reflexion unserer Informationsgesellschaften eine Schlüsselrolle zu.

Nichtstun kommt einem Bildersturm gleich

Ging die jährlich weltweit neu entstehende analoge Information in den letzten 20 Jahren leicht zurück, so explodierte die digitale Information von 1993 bis 2007 auf das 2.500-Fache (siehe Abbildung, Seite 19). Seither hat sich das Wachstum weiter beschleunigt, sodass die alljährlich neu entstehende digitale Information die Grenze von einer Billion Gigabytes überschritten haben dürfte und damit die analoge Neuinformation um das 50-Fache übertrifft. Manche Institutionen unserer Gesellschaft verhalten sich jedoch weiterhin so, als sei das Verhältnis umgekehrt, als hätte die revolutionäre Entwicklung unserer Informationsgesellschaft und ihrer Kultur nicht stattgefunden. So werden digitale Daten bislang kaum systematisch erfasst und langzeitarchiviert.

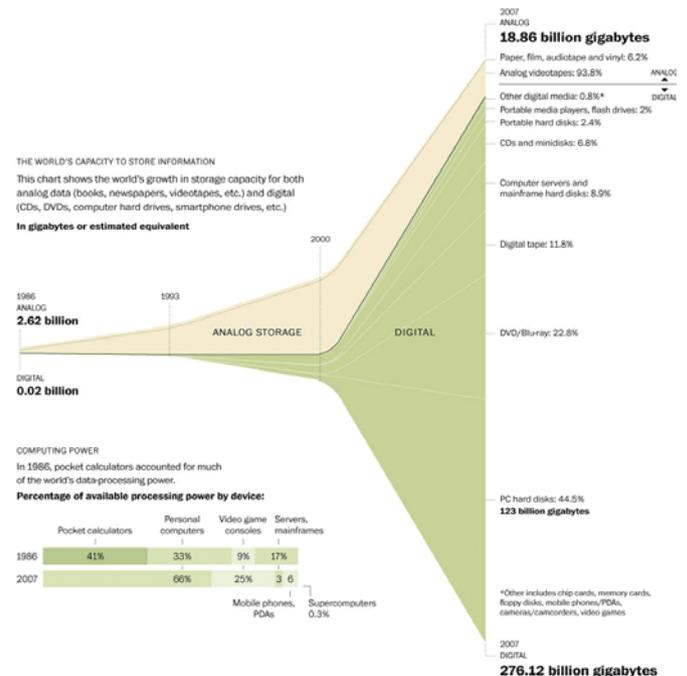
Besonders drastisch sind die Folgen im Kultursektor: Mehrere Dekaden Gegenwartskultur stehen vor dem Totalverlust. Zwar sind öffentlich finanzierte Archive, Museen und Lehrinrichtun-

gen eigentlich verpflichtet, die Kunst unserer Zeit zu sammeln und zu vermitteln. Doch durch die kürzere Lebensdauer digitaler Speichermedien wurden die Archivsysteme unserer Gesellschaft kalt erwischt: Methoden der Langzeiterhaltung, wie Emulation und Recreation, stecken noch in den Kinderschuhen und eine konzertierte, vernetzte Sammlungspolitik, die unser föderales Museumssystem für die Klassische Moderne oder die Nachkriegskunst so vorbildlich umsetzte, ist für die elektronische Kunst nicht einmal angedacht. Zudem fehlen die Mittel: Obwohl der Handlungsbedarf hier eindeutig dringender ist, bewegen sich die Mittel zum Erhalt elektronischer Kunstformen immer noch im Promillebereich dessen, was für die Denkmalpflege zur Verfügung steht. Damit können nicht einmal die drei bis sechs Prozent der Kunstwerke erhalten werden, die von der Kunst früherer Jahrhunderte üblicherweise überdauert haben, also nicht einmal die wichtigsten Werke weltweit ausgestellter Künstler. Wenn wir jetzt nichts tun, verlieren wir die gesamte elektronische Kunst und Kultur der Gegenwart – eine Tabula rasa, die mit jener der Bilderstürme und Kriegsverluste der Geschichte vergleichbar ist.

Bildwissenschaft als Schlüssel zur Gegenwartsanalyse

Früh sind bedeutende kulturelle Bewegungen der letzten Dekaden von den Geisteswissenschaften erkannt und diskutiert worden, siehe etwa Artificial Life und AI, Kybernetik, die Bild- und Medienrevolution und ihre Historisierung, das sogenannte Ende der Utopien oder die Freiheit des Willens. Angesichts der Bildrevolution ist es, so Bundesforschungsministerin Annette Schavan im Juli auf dem internationalen Kunsthistorikerkongress CIHA, „heute wichtig, die neuen virtuellen Welten zu verstehen und zu analysieren, die Teil des Lebens vieler Menschen geworden sind“. Die Geisteswissenschaften, insbesondere die Kunst- und Bildwissenschaften mit ihrer historisch vergleichenden Analysekompetenz, haben sich dieser Kernaufgabe zu stellen. Um ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht werden zu können, müssen sie jedoch technisch und forschungspolitisch dazu in die Lage versetzt werden.

Eine zentrale Rolle bei der Erforschung von digitaler Kultur bilden Bild- und Videodokumentationen, die auch die Hard- und Softwarekonfigurationen sowie die unzähligen Interfaceinnovationen und Displayschöpfungen der Künstler dokumentieren. In den 1990er Jahren erreichte Deutschland in diesem Bereich, wie



Entscheidende Institutionen hinken hinterher: Entwicklung der analogen und der digitalen Informationsmenge im Vergleich

DATENBANK ALS FORSCHUNGSINSTRUMENT

Wichtigstes Instrument der Medienkunstforschung sind Bild- und Videodatenbanken. In ihnen werden die Kunstwerke dokumentiert und technische Details zu Hard- und Software festgehalten. Auch für Museen sind derartige Datenbanken von zentraler Bedeutung, um einen Überblick über den Bestand zu wahren. Seit 1999 wächst die erste internationale Datenbank für digitale Kunst (www.virtualart.at). Um kategoriale Unterschiede zu historischen, analogen Kunstformen differenziert herauszuarbeiten, wird diese jetzt mit Datenbanken historischer Künste vernetzt. Erstmals sollen in einem interaktiven Instrument zur Bildanalyse alle Bildformate vereint und vergleichbar gemacht werden – von der Druckgrafik über Foto und Video bis hin zum bewegbaren 3D-Objekt.

auch bei der Entwicklung der dafür nötigen Bild- und Video-plattformen, dank Projektförderungen mit kurzer Laufzeit eine internationale Spitzenstellung. Durch mangelnde Nachhaltigkeit und den in den Geisteswissenschaften bislang weitgehend ausgebliebenen Aufbau internationaler Förderstrukturen wird diese nun wieder verspielt. Wenn keine Änderung eintritt, wird nicht einmal die wissenschaftliche Onlineforschung zur digitalen Kultur unserer Zeit verbleiben.

Dabei könnte die Kunst- und Bildwissenschaft durch tiefenscharfe Bildanalysen und ihre Methoden des Vergleichs unsere politisch-ästhetische Analyse der Gegenwart stärken. Nicht zuletzt lässt sich auf diese Weise auch die Entstehung neuer Medien erhellen, deren erste Verdichtung häufig in Kunstwerken stattfindet. Vieles beginnt daher, wie in einigen naturwissenschaftlichen Disziplinen, mit Reihungen und Vergleich. Bildwissenschaft zu betreiben setzt die Möglichkeit voraus, bildliche Entwicklungen über längere Zeiträume zu studieren, erfordert neben der Objektdefinition, der Beschreibung, deshalb die Nutzung großer Bildarchive.

Bilder für die Zukunft: Was jetzt getan werden muss

Inspiziert durch Darwins „The Expression of the Emotions“ begann Aby Warburg seinen berühmten, Fragment gebliebenen „Mnemosyne-Atlas“, dessen Bildercluster unabhängig vom etablierten Kunstkanon seiner Zeit (!) zusammengesetzt war und eine Vielzahl verschiedener Medien einschloss. Kunst- und Bildgeschichte entwickelte sich zur medienübergreifenden Suche nach Vergleichsbrücken, worin Warburg unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs seine wissenschaftliche Verantwortung erkannte. Nachdem seit Beginn des letzten Jahrhunderts Museen auch Fotografie sammeln und bereits in den 30er Jahren im New Yorker Museum of Modern Art eine große Filmsammlung entstand, sollten wir heute eigentlich das Entstehen virtueller Museen erleben. Diese Schlüsselentwicklung für die Digital Humanities ist bisher jedoch ausgeblieben.

In den Lebens- und Naturwissenschaften konnten in den letzten Jahrzehnten durch Vernetzung und Visualisierung zuvor unerreichbare Fragen erforscht werden: So erschließt das Virtual Observatory Astronomen den Kosmos über ein weltweites Netz

dutzender Planetarien. Alle angeschlossenen Observatorien greifen auf das gleiche Bildmaterial zu, dessen Erstellung die beteiligten Staaten gemeinsam finanziert haben. In der Klimaforschung kalkuliert das Millennium Ecosystem Assessment Erderwärmung und ökologische Veränderungen im globalen Maßstab, und der Erfolg des Humangenomprojekts ist bereits legendär – tatsächlich war man überrascht, wie schnell die kollektiven Arbeitsstrukturen bei der Entschlüsselung des Genoms wirkten.

Auch in den Geisteswissenschaften könnten durch digitale Medien und vernetzte Forschung bislang undurchführbare Vorhaben machbar werden, wie eben die Dokumentation und Erhaltung von Medienkunst oder – eine Spur utopischer – eine Gesamtgeschichte der visuellen Medien und ihrer menschlichen Wahrnehmung anhand Tausender von Bildquellen, Videos und 3D-Simulationen. Angesichts der Bildrevolution und ihrer sich immer rascher entwickelnden Suggestionseffekte wie 3D, Animation und Virtualität, ist dies eine Schlüsselfrage unserer Zeit. Um den Geisteswissenschaften nachhaltigen Fortschritt zu ermöglichen, ist es notwendig, die neuen Technologien umfassend einzusetzen. Die Devise lautet: die tradierte Individualforschung nicht aufgeben, aber sie durch kollektive, netzbasierte Arbeitsformen unterstützen. Nur so lässt sich kritische Analyse auf eine zeitgemäße, breitere Basis stellen und stärken.

Tritt man einen Schritt zurück und betrachtet die vergangenen 15 Jahre Medienkunstforschung aus der Distanz, so wird klar: Bei allem, was erreicht worden ist – wir benötigen eine Konzentration der Kräfte. Im Feld der Dokumentation ist es essenziell, die Forschungsarbeit der wichtigsten ausgelaufenen und noch existierenden Projekte unter das Dach einer internationalen Institution wie der Deutschen Nationalbibliothek oder der Library of Congress zu stellen, welche die dauerhafte Existenz der Artefakte sicherstellen kann. Auch die Europeana – die zwar große, doch unterfinanzierte Idee europäischer Vernetzung digitaler Sammlungsdokumentationen – bleibt mittelfristig sinnlos, wenn ihre Basis, die einzelnen Archive, nicht fortgeführt werden. Neben der Absicherung wäre zudem die Einrichtung einer leistungsfähigen Spitzenforschungsinstitution sinnvoll, welche die besten Köpfe des Feldes zusammenführt.

In Deutschland ist für große interdisziplinäre Fragestellungen, die sich für eine Universität als zu aufwendig und komplex erweisen – und um nichts anderes handelt es sich bei der Erforschung der digitalen Kulturen vom Computerspiel bis zur Avantgardekunst –, das Format Max-Planck-Institut vorgesehen. Mit seiner neuen internationalen Ausrichtung wäre es gut geeignet, einen international beispiellosen Beitrag zu leisten. Angemessene Institutionalisierung könnte so dazu beitragen, den Forschungsvorsprung der deutschsprachigen Staaten für die Zukunft fruchtbar machen.



Neuartiges Forschungsinstrument? Jeffrey Shaws „T-Visionarium“, eine interaktive 3D-Panoramaprojektion

Wir brauchen eine zeitgemäße internationale und nachhaltige Sammlungs- und Forschungsförderpolitik, ähnlich derjenigen, welche die Erfolge der Naturwissenschaften ermöglicht hat. Eine vom Autor für dieses Ziel jüngst initiierte Deklaration wurde mittlerweile von mehreren Hundert hochrangigen Wissenschaftlern, Künstlern und Museumsdirektoren aus bislang 40 Ländern unterzeichnet (www.mediaarthistory.org). Um genug Momentum und die notwendige Nachhaltigkeit zu schaffen, müssen Förderer wie National Science Foundation, Schweizerischer Nationalfonds, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Volkswagen-Stiftung und EU nachhaltig die internationalen Strukturen sichern, die unter anderem durch vier Weltkonferenzen zur Medienkunstgeschichte ausgebaut wurden. Erst wenn

wir systematisch und konzertiert Sammlungs-, Erhaltungs- und Erforschungsstrategien entwickeln, können die Geisteswissenschaften der Aufgabe gerecht werden, mit der sie im Zeitalter der digitalen Kultur konfrontiert sind.

Für eine nachhaltige Medienkunstforschung

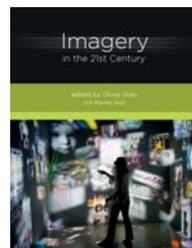
Vielleicht gelangen wir in Zukunft dann zu kollektiven bildwissenschaftlichen Arbeitsinstrumenten, wie sie der weltweit ausgestellte Künstler und Forscher Jeffrey Shaw entwirft. In seinem „T-Visionarium“ sind Bilder aller Formate, Videos und künftig 3D-Modelle in einem Panorama arrangierbar. Diese Installation – man denkt unweigerlich an den Bildatlas von Warburg – könnte zu einem neuartigen Forschungsinstrument für die Diskussion und visuelle Analyse von bis zu 1.000 Bildern weiterentwickelt werden.



ZUR PERSON

Oliver Grau ist Kunsthistoriker und Medientheoretiker. Seit 2005 hat er an der Donau-Universität Krems, Österreich, den ersten Lehrstuhl für Bildwissenschaft im deutschen Sprachraum inne. Er leitete von DFG, Volkswagen-Stiftung, BMBF und dem Australian Research Council finanzierte Projekte, entwickelte neue Studiengänge und wurde in bislang zwölf Sprachen übersetzt. Von 2001 bis 2006 war er Mitglied der Jungen Akademie.

AKTUELLE VERÖFFENTLICHUNG



Oliver Grau (Hg.): *Imagery in the 21st Century*, Cambridge, MIT-Press 2011, 414 Seiten, 120 Abbildungen, 29,99 Euro

Die Autoren analysieren Auswirkungen der Bildrevolution in Natur- und Geisteswissenschaften, für die Schlagworte stehen wie Virtueller Raum, Web 2.0, Games, 3D, Wissenschaftsbilder, Flickr, Visualisierung, Machinima, Bio-Art, Facebook, Collaborative

Video, Cute Media, Neue Arbeits- und Analyseinstrumente. Mit Beiträgen von Olaf Breidbach, Adrian David Cheok, Wendy Chun, Sean Cubitt, James Elkins, Oliver Grau, Eduardo Kac, Martin Kemp, Harald Kraemer, Lev Manovich, Christa Sommerer, David & Dolores Steinman, Martin Warnke, Peter Weibel und anderen.



Kameras agieren zunehmend automatisiert – ohne Fotograf, der sie ausschalten oder wegschwenken könnte

DIE BLOCKBUSTER DES ALLTAGS

Über Entlastung, Kompensation und Entkörperlichung im öffentlichen Bild-Raum

TEXT + FOTOS EVELYN RUNGE

Nach Odo Marquard ist eine „eiserne Ration an Vertrautem“ bei Kindern der Teddybär, bei Erwachsenen sind es literarische Klassiker. Der Teddybär des modernen Menschen ist sein Fotoapparat, ein Vertrauter in fremder und befremdlicher Welt. Der Fotoapparat und das Handy sind die Nabelschnuren der Kommunikation, die uns nicht nur mit anderen und potenziell der ganzen Welt verbinden; sie verbinden den Menschen mit sich selbst und wirken zugleich als Schutzbrille. Sie sind portabel, anschniegamsam und durch Wunschfarbe oder Wunsch-Schutzhülle personalisiert. Ein transitional object, sei es ein Teddybär, Goethe oder die Kamera, hat immer den Effekt des Vertrautseins, es schafft einen Ort in der Ortlosigkeit.

Abbildung, Dokumentation und Veröffentlichung: Nichts soll vergessen werden. „Die knappste unter allen Ressourcen ist unsere Lebenszeit“, schreibt Marquard. Kommunikation und Medien fungieren als Kompensationsinstanzen. Sie pluralisieren Leben und Erfahrungen, textuell und visuell. Sie wirken so der Empfindung entgegen, das Leben sei – zu – kurz: „Wir mildern sogar jene Lebensknappheit, die dadurch entsteht, dass wir nur ein einziges Leben haben, durch Lebenspluralisierung: indem wir Mitmenschen haben und durch Kommunikation mit ihnen ein wenig auch ihr Leben leben.“ Die „Karriere des Hörensagens“ (Marquard) wird dabei abgelöst durch die Karriere des Gesehenhabens.

Gesehenhaben setzt jedoch keine leibliche Anwesenheit mehr voraus – und Gesehenwerden auch nicht. Paul Virilio fragt: „Haben wir noch die Freiheit, uns dieser (optischen oder elektrooptischen) Überflutung der Augen widersetzen zu wollen, indem wir den Blick abwenden oder dunkle Brillen tragen? ... Nicht etwa aus Scham oder aufgrund irgendeines religiösen

Verbots, sondern aus Sorge um den Erhalt der persönlichen Integrität, der Gewissensfreiheit.“ Virilio fordert ein Recht auf Blindheit, einen bewussten Sinnesverlust, einen Sehverlust.

Wie könnte so ein Sehverlust aussehen? Virilio eröffnet in seinem Zitat zwei Blickwinkel: „den Blick abwenden oder dunkle Brillen tragen“ kann bedeuten, sich selbst abzuwenden – oder die Technik zu zwingen, ihren ganz eigenen Blick von uns zu wenden. Im öffentlichen Raum sind die im fotografischen Produktionsprozess üblichen Stufen längst aufgelöst und entkörperlicht. Niemand kann Überwachungskameras entgehen. Es ist kein Fotograf mehr da, es ist nur die Linse. Selbst wenn man eine Geste in Richtung der Kamera machen würde, wie man es vom leiblichen Zusammentreffen gewohnt ist, die Hände abwehrend vor das Gesicht haltend, den Kopf gesenkt, schnellen Schrittes fort-eilend: Fotografiere mich nicht! – es nützte nichts. Die Kamera allein kennt keine Tugend des Unterlassens, es bedarf eines Menschen, der sie wegschwenkt oder ausschaltet. Die Entkörperlichung des Blicks macht uns alle zu Modellen. Warum also bleibt die Selbstdarstellung auf das Internet beschränkt, wenn wir doch alle Statisten vor Kameras im öffentlichen Raum sind? Wer sieht diese Bilder? Wer beobachtet uns? Wer applaudiert, wer lacht, wer leidet mit? Wo sind die Blockbuster des Alltags?

Den Blick abwenden I

Eine Tugend des Unterlassens, wie der Fotograf sie in der leiblichen Anwesenheit pflegen konnte und in Interaktion mit dem, der vielleicht porträtiert werden sollte, liegt außerhalb der Möglichkeiten. Entlastet und kompensiert werden kann aber auf andere Weise. Zum Beispiel könnte mit Farbbeuteln auf Überwachungskameras geschossen werden, um Unterlassung zu erzwingen. Eine andere Option des augenfälligen Widerstands



ist die Umwertung des Selbst zum Selbst-Darsteller: Kompensation der allgegenwärtigen Überwachung durch Kameras könnten Flashmobs und Reclaim-the-Streets-Aktionen sein, Straßen-theater, das sich an die gesichtslosen Überwacher hinter den Kameras und die Betreiberfirmen wendet. Auch die seit kurzem populären „Morphsuits“ und der vom Berliner Künstler Martin Backes entworfene „Pixelhead“ könnten genutzt werden, um die Abwendung des entkörperlichten technischen Blicks zu erzwingen. Martin Backes schreibt über seine in Pixel-Design gehaltene Gesichtsmaske: „The full face mask Pixelhead acts as media camouflage, completely shielding the head to ensure that your face is not recognizable on photographs taken in public places without securing permission. A simple piece of fabric creates a little piece of anonymity for the Internet age.“ Die Morphsuits wurden bereits vor drei Jahren in Schottland erfunden; es sind bunte Ganzkörperanzüge, die bisher eher bei Spaßveranstaltungen wie Fußballspielen, Rockkonzerten und Junggesellenabschieden getragen werden. Ihr gesellschaftspolitisches Potenzial blieb bisher ungenutzt. Auch das Tragen einer Burka im Angesicht einer Überwachungskamera wäre ein Entzug des eigenen Bildes, die Verwandlung in ein black moving object.

Den Blick abwenden II

Visuelle Lebenspluralisierung kann real-historische Ereignisse und Fiktionen verwischen. Ein Beispiel dafür ist der Touristguy. Er war 2001 sehr populär: Ein junger Mann mit Sonnenbrille, Mütze und Rucksack taucht bei spektakulären Ereignissen auf. In immer derselben Pose ist er auf Fotos dem Betrachter zugewandt. Hinter ihm geht die Hindenburg in Flammen auf. Er steht an der Reling der Titanic im Hafen und später im Rettungsboot, während hinter ihm das Schiff versinkt. Er steht auf

dem World Trade Center, hinter ihm ist New York zu sehen und ein Flugzeug in direktem Kurs auf den Wolkenkratzer.

Irritierend sind diese Bilder, weil sie mit Situationen spielen, die jeder als kollektive visuelle Erinnerung kennt, auch ohne vor Ort gewesen zu sein. Der Wiedererkennungseffekt ist eine Spielart der Ökonomie der Aufmerksamkeit. Die Fotografien irritieren durch die Veränderung der Perspektive. Der junge Mann verhält sich wie ein Tourist, der vor Naturschönheiten oder berühmten Bauwerken posiert.

Schnell war klar, dass es sich bei diesen Bildern um Hoaxes und urbane Legenden handelt. Dennoch sagen die Fotomontagen etwas aus. Der Touristguy kehrt den Katastrophen den Rücken zu, statt sie zu fotografieren. Er kreiert einen blinden Fleck, indem er sich der Kamera zu- und vom Schrecklichen abwendet. Das Schreckliche ist sichtbar für den Rezipienten der Bilder, nicht für denjenigen, der das Inferno erlebt. Der Touristguy ist dabei, aber nicht mittendrin. Und er erfüllt Virilios Forderung: Er wendet sich ab – steht mit dem Rücken zur Sensation und zur Katastrophe – und er versteckt sich vor der Kamera, obwohl er ihr frontal zugeneigt ist: Seine Brillengläser wirken durch den Lichteinfall verschattet. Seine wahre Identität spielt keine Rolle, ebenso ist unerheblich, ob er Verantwortung übernimmt oder nicht.

Der Touristguy ist der Hitchhiker des 21. Jahrhunderts, ein Surfer auf der Reisewelle, der selbst entscheidet, wann er kommt und wann er geht.

Übrig bleibt – ein Foto.





Medien, auch Fotos, pluralisieren Leben und Erfahrungen und wirken so der Empfindung entgegen, das Leben sei zu kurz

WELTEN VOLLER MÖGLICHKEITEN

Konstruktion und die Nichtabbildbarkeit der Wirklichkeit:
Herbordt/Mohren, Künstler und Mitglieder der Jungen Akademie,
brechen Konventionen, um neue Erfahrungsräume zu öffnen

TEXT ULRICH PONTES



Bühne als Möglichkeitsraum: Melanie Mohren und Bernhardt Herbordt diskutieren alternative Handlungen ihres Stückes – mitten im Stück

Mit kleinen Figuren stellen Melanie Mohren und Bernhard Herbordt mögliche Szenen in einer Modell-Hügellandschaft. An einem großen Schreibtisch sitzend, diskutieren die jungen Regisseure Handlung und Inszenierung ihres Stückes „Wonderland“. Die vor ihnen stehende Landschaft wird live und echt lebensgroß auf eine Leinwand gebeamt, damit auch die Zuschauer alles erkennen können. Denn die dramaturgische Erörterung findet nicht irgendwo statt, sondern auf der Theaterbühne. Und es handelt sich nicht einfach um ein Gespräch über „Wonderland“ – es handelt sich gleichzeitig um einen Teil eben dieses Stückes. Willkommen in „Wonderland“, Akt zwei.

Wo im ersten Akt die Theaterwelt noch halbwegs in Ordnung war – mit einer Darstellerin und einer Theaterkiste als zentralem Requisit, mit Licht und Musik und Stimmen aus dem Off –, gerät im zweiten Akt alles durcheinander. Herbordt und Mohren werden von den Machern des Stückes zu Protagonisten desselben – oder vielleicht eher zu Anti-Protagonisten, sprengen sie doch den formalen Rahmen einer Theateraufführung. Das selbstreferenzielle Stück im Stück gipfelt in einer eigenwilligen, eindrücklichen Quantifizierung der Möglichkeiten: „Man könnte errechnen, dass, setzte man eine Vorbereitungszeit dieses Abends von vier Monaten an, dass auf die 50 Minuten dieses

Abends jeweils 950 Minuten Vorbereitung und Recherche entfallen würden“, referiert Melanie Mohren. „Für jede Minute dieses Abends gäbe es also mindestens 950 andere Möglichkeiten, wie sie auch ausgesehen haben könnte.“

Wie die Theateraufführung mit ihrer Vermischung von Protagonisten und Regisseuren, von Stück und Metaebene tatsächlich ausgesehen hat, ist ausschnittsweise jederzeit auf dem Videoportal „Vimeo“ zu betrachten. Herbordt und Mohren haben mit dieser und anderen Produktionen in der Fachwelt gehörig von sich reden gemacht. Kritiker schreiben vom Spiel mit „unerschlossenen Utopiereservaten“, von der „Bühne als Möglichkeitsraum“, von einer Arbeit mit „Kraft der Imagination, die das bloß Faktische transzendiert“: Sämtliche Elemente des Theaters „werden durchgearbeitet und an ihre Grenzen geführt, um von dort Theater über die Grenze hinaus weiterzudenken“.

2011 machten Herbordt und Mohren sich daran, auch die sozialen Grenzen der Theater- und Kunstwelt zu überwinden: Sie bewarben sich erfolgreich um die Mitgliedschaft in der Jungen Akademie, als einzige Künstler unter lauter Wissenschaftlern. Der Schritt habe nach ihren vorangegangenen Erfahrungen aber nahegelegen, erzählt Bernhard Herbordt. Die 1978 und 1979 geborenen Theatermacher sitzen in ihrem derzeitigen Atelier im Stuttgarter Künstlerhaus, an gegeneinander geschobenen Schreibtischen. Beim Reden wechseln sie sich alle paar Sätze ab, ergänzen sich, ohne einander ins Wort zu fallen oder zu widersprechen. Kennen lernten sich die beiden 1998, bei der Aufnahmeprüfung des Studiengangs „Angewandte Theaterwissenschaften“ in Gießen, den die „Zeit“ als „ästhetische Kaderschmiede der Nation“ bezeichnete. In der Öffentlichkeit traten die beiden von da an als Schrägstrichexistenz in Erscheinung: Herbordt/Mohren. Konsequenterweise teilen sie ihren Sitz in der Jungen Akademie: Sie zählen, obwohl sie zu zweit sind, als eines der satzungsgemäß 50 Mitglieder.

Ihr Atelier ist schmucklos, fast kahl. An Kunst und Kreativität erinnern allenfalls Apple-Notebooks und Espressokanne; in Kombination mit den beiden dezent-locker gekleideten Künstlern hinter ihren Naturholz-Tischplatten changiert die Atmosphäre zwischen Werkraum und Werbeagentur. Ihre Produktionen wurden ausgezeichnet, unter anderem mit dem NRW-Hörspielpreis, dem Förderpreis der Beethovenstiftung Bonn und

dem Preis des ITI-Germany MusicTheatreNow. Im Rahmen ihrer Recherchen suchten und suchen Herbordt/Mohren immer wieder das Gespräch mit Experten, oft auch mit Wissenschaftlern. Besonders intensiv wurde der interdisziplinäre Kontakt in den Jahren 2008 bis 2010, als die beiden als Stipendiaten in der Akademie Schloss Solitude in Stuttgart lebten, wo derartige Begegnungen als „Art, Science and Business“-Programm institutionalisiert waren. „Damals auf Solitude waren die Wissenschaftler die Aliens unter uns Künstlern“, sagt Melanie Mohren und schmunzelt: „Jetzt hat sich das Verhältnis umgedreht.“

Herbordt/Mohren empfinden ihre Arbeit in vielen Punkten als gar nicht so unterschiedlich zur Wissenschaft. So ist ihr Künstlerleben Bernhard Herbordt zufolge „viel unromantischer, als man sich das vorstellt“: Die beiden verbringen die meiste Zeit vor dem Computer, etwa mit Recherchen, Materialsammlungen und Projektanträgen. Vor allem aber begreifen Herbordt/Mohren ihre Arbeit als eine Art und Weise, die Welt zu erforschen. „Es gibt keine Kunst, die nicht forscht, solange sie sich ein Interesse an dem Medium Kunst bewahrt“, postuliert Mohren. Und wie die wissenschaftliche, so ziele auch ihre künstlerische Forschung auf den Prozess, auf Erfahrung und Erkenntnis – anders als Theaterarbeit an irgendeiner Bühne, die immer auf das Produkt, die Aufführung, fokussiert sei.

Ihr künstlerischer Entwicklungsprozess hat Herbordt/Mohren in den vergangenen Jahren dazu gebracht, eine weitere vermeintlich konstitutive Grundfeste des Theaters zu schleifen. „Die Leute sitzen da, es wird dunkel und sie schauen dahin, wo es hell ist“: So beschreibt Bernhard Herbordt die gängige, in der Arbeit des Duos aber mittlerweile überwundene Trennung zwischen Zuschauern und Bühne. Ergebnis sind Werke, die nur noch mit sperrigen Wortkombinationen wie „Theaterinstallation“ oder „inszenierte Ausstellung“ halbwegs treffend zu beschreiben sind – mit den Konventionen werden eben auch die gängigen Begrifflichkeiten gesprengt.

Seit 2010 waren Herbordt/Mohren mit ihrem Projekt „Alles was ich habe“ unterwegs. Der Titel lautete jeweils: „Alles was ich habe“, aufsteigend nummeriert. Dahinter verbirgt sich eine Art Bestandsaufnahme des bisherigen Schaffens des Duos: Recherchebefunde, Text- und Gesprächsfragmente, Kunstwerke, Gebrauchsgegenstände und mehr haben Herbordt/Mohren in

einem Archiv gesammelt, in dem alles nicht nur fein säuberlich gelistet und nummeriert, sondern auch zueinander in Bezug gesetzt und verlinkt ist. Den Kern bilden 170 Fragen, die sie aus den Fundstücken entwickelt haben, etwa „Wer spricht, wenn ich ‚Ich‘ sage?“ – „Woraus werden Welten gemacht?“ – „Sind wir allein?“ und viele andere. Durch Nummern verweisen die Fragen auf über 2.000 großformatige Archivzettel mit Fotos, Texten, Kopien aus Büchern. Hinzu kommen Gegenstände und in verschiedenen Tonspuren verdichtete Gespräche mit Wissenschaftlern und Künstlern, Journalisten und Aktivist*innen. Jedes Archiv-element verweist seinerseits wieder zurück auf die Fragen.

In Berlin, Stuttgart, Mannheim, Frankfurt und Novi Sad realisierten Herbordt/Mohren verschiedene Editionen von „Alles was ich habe“. Dabei sind die Archivalien jeweils zu einer Art Ausstellung arrangiert. Der Besucher bewegt sich darin, wobei er ganz nach Belieben einer von vielen, beispielsweise per Begrüßungsbrief oder Audioguide gelegten Spuren folgen oder seiner spontanen Eingebung gehorchen kann. Unterdessen setzt sich das Archivieren und Inventarisieren fort: Auch Reaktionsmuster der Besucher werden dem Archiv einverleibt. So gibt es in „Alles was ich habe #4“ eine Liste mit über 400 Bewegungen, die Besucher des Archivs vollziehen können. Daraus zusammengesetzte subtile Choreografien, von Schauspielern inmitten der Besucher dargebracht, sind wiederum Teil der Inszenierung. Letztlich verwischen alle Grenzen: „Mit jeder Bewegung werden Sie Teil dieses Archivs“, erklären Herbordt/Mohren in einer der Audioguide-Tonspuren. „Mit jedem Zettel, den Sie in Gedanken jenen um Sie hinzufügen, werden Sie zum Autor, Protagonisten oder Performer dieses Archivs. Jetzt. Und jetzt wieder.“

Der Zuschauer als Autor, als Protagonist, der nur einen Baukasten vorfindet und das Entscheidende selbst vollbringt, nämlich „sich einen eigenen Raum in seiner Vorstellung konstruiert“, wie Mohren es ausdrückt: Dieses Do-it-yourself-Moment der theatralen Inszenierung erwächst nicht etwa aus formaler Verspieltheit, sondern aus inhaltlicher Überzeugung. „Das Archiv ist dazu da, um seine Lücken aufzuzeigen und die Frage an den Betrachter zu stellen: Was ist es eigentlich, das er hat? Wie sieht seine eigene Inventur aus?“

Herbordt/Mohren wollen mit dem Archiv nicht ihre Sicht der Welt vermitteln, sondern zielen auf etwas Tieferliegendes.

Herbordt sagt: „Es geht uns um den Prozess des Konstruierens.“ Der Besucher soll also seine eigenen Verbindungen ziehen, während er sich in diesem kleinen Ausschnitt der Welt bewegt. Er soll exemplarisch seine eigene Konstruktionsleistung vollbringen – und dabei bewusst erfahren, wie subjektiv, willkürlich und offen dieser Vorgang ist, der doch zugleich den zentralen Modus menschlichen Erkennens darstellt: „Weil dieser Prozess kontinuierlich läuft, weil man so Welt liest.“

Damit wollen Herbordt/Mohren zwar nicht die Realität als solche radikal infrage stellen – grundlegend für sie sind vielmehr der „Glaube an die Veränderbarkeit von Welt“ und die daraus resultierende Frage: „Wie kann man sich, zum Wohle dieser Welt, gestaltend in ihr bewegen?“ Scheitern muss nach dieser Lesart aber der Versuch, die Wirklichkeit zu visualisieren oder in irgendeinem anderen Medium abzubilden. Die primäre Aufgabe von Kunst sieht das Duo nicht darin, einen Ausschnitt der Welt darzustellen, sondern in allem den Zusammenhang von Bild und Konstruktionsprozess zu problematisieren.

Bezogen auf „Alles was ich habe“ sagt Melanie Mohren: „Das Archiv ist natürlich ein Bild oder zumindest ein Bruchstück, ein Minifragment davon. Aber es hat nicht den Anspruch, etwas zu visualisieren. Eigentlich visualisiert es die Lücke, das Unvermögen, visualisieren zu können.“ Die Skepsis der Künstler mit Blick auf „Visualisierung“ bezieht sich dabei auf das Mediale an sich, auf die Unmöglichkeit der Repräsentation, und nicht auf den speziellen Sinneskanal. Legt man den Fokus beim Thema Sehen auf das rezipierende Subjekt statt aufs visuelle Objekt, landet man bei dem Aspekt, der für die Künstler bei der vorerst letzten Ausgabe des Archivprojekts im Mittelpunkt stand, „Alles was ich habe #5: Zuschauen“ (2011). Bernhardt Herbordt sagt: „Zuschauen haben wir im Hinblick darauf zu begreifen versucht, wie allein durch Zuschauen das Angesehene verändert wird.“

Mittlerweile steht Herbordt/Mohrens neuestes Projekt kurz vor der öffentlichen Präsentation: Die Konstruktion einer – zunächst – fiktiven Institution, natürlich in theatralem Rahmen und unter aktiver Einbeziehung des Publikums. Das Thema empfinden die beiden nach dem Archivprojekt als fast zwangsläufig. „Der nächste Schritt ist doch die Frage: Gibt es eine Institutions- oder Organisationsform, die die Arbeit an so einem Archiv längerfristig möglich macht?“, sagt Herbordt. Neben der inhalt-



Die Grenzen der Visualisierung: Ausschnitt einer Karte zur inszenierten Ausstellung „Alles was wir haben #4: Reden“, die auf über einem Quadratmeter einen Teil der Archivalien listet und einige Querverbindungen darstellt

lichen Kontinuität berührt das Thema für Herbordt/Mohren auch existenzielle Fragen – fehlen in der Kunst- und Förderlandschaft doch bisher die Strukturen, um eine Arbeit wie die ihre über einen längeren Zeitraum und ohne ständige Ortswechsel zu ermöglichen.

Dankbar sind sie in diesem Zusammenhang für ihre Aufnahme in die Junge Akademie: Fünf Jahre Mitgliedschaft seien wenigstens mal ein ausreichender Zeithorizont für substanzielle Kooperationsprojekte – jenseits des „Materiallieferungs- und

Bebildungs-Dienstleistungssystems“, in dem die Begegnung von Kunst und Wissenschaft meistens stecken bleibe. Sie haben in der Jungen Akademie Wissenschaftler verschiedener Disziplinen kennengelernt, mit denen sie jetzt in regelmäßigem Austausch stehen. Einer arbeite sogar auch am Thema Institutionen – „und er glaubt ebenso wie wir an die Veränderbarkeit der Gesellschaft“, erzählen Herbordt/Mohren. „Das ist das Großartige: Zu erkennen, dass Fragestellungen, Motivationen und Ziele tatsächlich so ähnlich liegen, auch wenn die Sprachen und die Medien, mit denen man operiert, diametral entgegengesetzt sind.“

NEUE MITGLIEDER

TEXT SIBYLLE BAUMBACH, LÁSZLÓ SZÉKELYHIDI



KATHARINA HEYDEN

Einmal Antike und zurück, interdisziplinär und intermedial: Katharina Heyden erforscht die Geschichte des Christentums. Als Quellen nutzt sie neben historischen Dokumenten archäologische Funde, bildende Kunst und Musik – so beschreitet sie neue Wege in einer textlastigen Wissenschaft. Ihr Ziel ist es, nicht nur bestimmte Entwicklungen in Lehre und Leben der Christen, sondern vor allem auch Brüche in dieser Geschichte aufzudecken, die zur Wirkmächtigkeit des Christentums beigetragen und sein Selbst- und Fremdbild mitgeprägt haben. Über die Universitäten Berlin, Jerusalem, Rom und Jena hat sie ihr Weg nun nach Göttingen geführt. Wir freuen uns auf neue Entdeckungen in theologischen Gefilden mit ihr in der Jungen Akademie.

WOLFGANG GAISSMAIER

Nichts im Leben ist sicher – außer dem Tod und den Steuern. Wolfgang Gaissmaier versucht jedoch zu ergünden, wie wir mit dieser Unsicherheit umgehen und Entscheidungen treffen, sei es bezüglich medizinischer Behandlungen oder beim Kauf eines Smartphones. Er ist entschiedener Berliner, forscht und lehrt nach einem Studium in der Hauptstadt nun, geehrt mit der Otto-Hahn-Medaille, am Harding-Zentrum für Risikokompetenz des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung. Wir sind gespannt auf Entscheidungshilfen in unseren Plena und hoffen, dass sein Traum von einer Gesellschaft mündiger Bürger wenigstens als Akademie mündiger Mitglieder in Erfüllung geht.



LISA KALTENEPPER

Sie pendelt zwischen Heidelberg und Harvard, zwischen ihrer Emmy-Noether-Gruppe am Max-Planck-Institut für Astronomie und ihrer Position als Research Associate am Harvard-Smithsonian Center for Astrophysics. Den Heinz-Maier-Leibnitz-Preis hat sie mit im Gepäck. Fremde Welten – damit kennt sie sich aus: Lisa Kaltenegger ist Spezialistin für extrasolare Planeten, deren Atmosphären und Biosignaturen. Könnten auf diesen fernen Himmelskörpern ähnliche Bedingungen herrschen wie auf der Erde, könnte es auf ihnen sogar Leben geben? Zusammen mit ihrer Forschergruppe untersucht sie spektrale Fingerabdrücke und modelliert Atmosphären. Wir sind gespannt darauf, zusammen mit ihr neue Welten zu erschließen.

GORDON KAMPE

Um Atmosphären dreht es sich auch bei ihm: um Klangwelten im „Sturzflug des Pelikans“, um Harmonien in der „Gassenhaueramaschinensuite“, um Sphärenklänge in „Butter und Fische“ und „Gefühlte 70.000 Bratwurststände – Variationen über eine Befindlichkeit von Jürgen Klopp“ – allesamt verfasst von Gordon Kampe, Mitarbeiter an der Folkwang Universität der Künste und mehrfach ausgezeichneter Komponist. Ihn interessieren das Musiktheater des 20. und 21. Jahrhunderts sowie Instrumentation und Aufführungspraxis im 19. und 20. Jahrhundert. Bezogen auf seine Kompositionen sagte er vor kurzem, es sei nun „symphony time“ – damit, schließen wir, ist dies für ihn der richtige Zeitpunkt für den Eintritt in die Junge Akademie!



SILJA KLEPP

Wissenschaft im Elfenbeinturm? Nichts liegt ihr ferner! Interviews mit Bootsmigranten zwischen Libyen und Süditalien gehören zu ihrer Forschung genauso wie die Suche nach neuen Lösungen für Klimaflüchtlinge im Pazifikraum. Silja Klepp ist Rechtsethnologin am Forschungszentrum Nachhaltigkeit der Universität Bremen und wurde mit dem Christiane-Rajewski-Preis der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung ausgezeichnet. Ihre Arbeit zeigt, dass sich politisch sensible Probleme nicht nur vom Schreibtisch aus erörtern lassen. Ständig sucht sie nach innovativen Methoden für eine verantwortliche Wissenschaft im globalisierten 21. Jahrhundert. Wir freuen uns auf die Methodendebatten mit ihr in der Jungen Akademie.



HENRIKE MANUWALD

Es geht auch anders! Das zeigt sie uns, indem sie mittelalterliche Texte neu entdeckt und auf Aspekte wie Medialität und Visualisierungsmechanismen untersucht. Neben neuen Funden unter vergessenen Handschriften gelingt es ihr, ein neues Bild der Literatur des 13. Jahrhunderts zu entwerfen. Studiert und promoviert in Köln, ist Henrike Manuwald seit 2008 Juniorprofessorin an der Universität Freiburg und Trägerin des Heinz-Maier-Leibnitz-Preises. Ihre Forschung richtet sich vor allem auf Text-Bild-Interaktionen in mittelalterlichen Handschriften sowie auf die Verarbeitung von juristischen Diskursen in literarischen Texten dieser Epoche. Wir freuen uns auf intermediale und interdisziplinäre Dialoge mit ihr in der Jungen Akademie!

ANGELIKA RIEMER

Sie hat dem Papillomvirus den Kampf angesagt und geht bei der Impfstoffentwicklung einen Schritt weiter als die bisherige Forschung. Die heute verfügbare Impfung kann eine Infektion mit den krebserregenden Viren verhindern. Angelika Riemer aber arbeitet an einem therapeutischen Impfstoff, der das Immunsystem dazu bringen soll, bereits entartete Zellen abzutöten. Nach Stationen in Wien, Melbourne, Bristol und Boston entwickelt die mehrfach ausgezeichnete Privatdozentin die Impfung nun als Leiterin der Nachwuchsgruppe Immuntherapie und -prävention am Deutschen Krebsforschungszentrum Heidelberg. „Neue Therapie gegen Gebärmutterhalskrebs“ – vielleicht erleben wir diese Nachricht während ihrer Zeit in der Jungen Akademie.



JULIA TJUS

Was das Universum im Innersten zusammenhält und wie es sich im Großen entwickelt – das ist ihr Forschungsgebiet. Julia Tjus ist Juniorprofessorin an der Fakultät für Physik und Astronomie an der Universität Bochum und sucht nach Quellen kosmischer Strahlung. Ihre Arbeitsgruppe ist beteiligt an der globalen Jagd auf neutrale Teilchen aus dem Kosmos: Neutrinos und Photonen, die Auskunft über Wechselwirkungen im Umfeld von Strahlungsquellen geben können. Sie selbst machte Station in Wuppertal, Örebro, Dortmund und Göteborg – und nun verstärkt auch in Berlin. Hoffen wir, dass sie nicht bis zum Südpol fliegen muss, um das neutrale Element in den oft geladenen Diskussionen der Jungen Akademie zu finden!

REBEKKA VOSS

Nach Köln, Duisburg, Düsseldorf, New York, Tel Aviv, Harvard und Oxford ist ihr aktueller Zwischenstopp Frankfurt. Dort ist Rebekka Voß Juniorprofessorin für Geschichte des deutschen und europäischen Judentums am Seminar für Judaistik an der Goethe-Universität. Sie arbeitet zum Kulturtransfer im Bereich der jüdischen Kultur-, Geistes- und Religionsgeschichte und zur jüdisch-christlichen Interaktion. Besonders interessiert sie der Einfluss von Endzeitvorstellungen auf die zeitgenössische Kultur. Nachdem unsere Endzeitvorstellungen dank der Institutionalisierung der Jungen Akademie vor einem Jahr in weite Ferne rückten, freuen wir uns umso mehr, jetzt mit Rebekka Voß deren Einfluss auf unsere Arbeit erforschen zu können.



JADWIGA ZIOLKOWSKA

Agrar- und Umweltpolitik, Ökonomie natürlicher Ressourcen, erneuerbare Energien, Biokraftstoffe, Nachhaltigkeit, Klimawandel, Entscheidungsunterstützung, multikriterielle Optimierung bei Unsicherheit und Politikevaluation: you name it – she does it. Dadurch passt Jadwiga Ziolkowska, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin, ideal in zwei Drittel unserer Arbeitsgruppen. Was sie umtreibt sind Fragen etwa nach nachhaltiger Gestaltung von Agrar- und Umweltpolitik sowie die Stärkung des wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Dialog mit Entscheidungsträgern. Wir freuen uns sehr auf viele spannende Projekte mit ihr in der Jungen Akademie.

ALUMNI

TEXT ULRIKE VON LUXBURG, ROBERT WOLF



FRIEDRICH VON BORRIES

kam an die Junge Akademie als Architekt, der erklärtermaßen „nichts baut“, sondern imaginäre Räume entwirft, in denen Ideen, Gedanken und Wünsche zirkulieren können. Viele dieser Räume sind dann vor unseren Augen Wirklichkeit geworden, in Gestalt von Ausstellungen, Salons und Texten an der Schnittstelle von Kunst und Forschung. Mittlerweile ist Friedrich Professor für Designtheorie, Kurator, Romancier – und wir möchten gerne weiter in seinen Denkräumen zu Gast sein.

TILMAN BRÜCK

bereicherte die Junge Akademie nicht nur durch seine Mitarbeit in den AGs Minderheiten und Egalité. Zwei Jahre lenkte er die Geschicke der Jungen Akademie im Vorstand und hob als Mitbegründer der „Global Young Academy“ eine globale Institution mit aus der Taufe.



ANKE JENTSCH

war stets umtriebig und auf Achse: im Vorstand genauso wie in zahlreichen AGs. Unsere Expertin für extreme Ereignisse und Störungen lenkte ihre Energie innerhalb der Jungen Akademie in harmonische Bahnen, bis sie am Ende im Rahmen der AG Kunst als Forschung ihre eigenen Daten zum Klingen brachte!



MATTHIAS KLATT

engagierte sich in der Jungen Akademie an vielen Orten – im Vorstand, in der AG Egalité oder auch der AG Lehre. Sein besonderes Steckenpferd war die Wissenschaftspolitik, in der er sich unter anderem für mehr Qualität statt Quantität in Berufungsverfahren einsetzte und die Probleme von Familienvätern an der Uni thematisierte. Er prägte das Bild vom (männlichen) Professor mit Tigerente in der Hand ...



SABINE KOLLER

war in vielfältiger Weise mit der Jungen Akademie verbunden und unermüdlich im Einsatz: auf den Plena, in Preisfrage-Jurys, Auswahlkommissionen, in verschiedenen AGs und nicht zuletzt – zusammen mit Matthias Klatt – als Herausgeberin der „Lehrfibel“. Unvergessen bleibt ihre deutsch-jiddische Lesung in den eisigen Gewölben der ehemaligen Synagoge von Regensburg, bei der zum Mitbringen von Wärmflaschen geraten wurde.





REBEKKA VON MALLINCKRODT

zeigte uns nicht nur, wie man im Wasser überlebt, sondern führte uns zugleich in verschiedenste Schwimmpraktiken und -debatten ein: Ihre virtuelle Tour an den gefährlichen Ufern der Seine im 19. Jahrhundert wird ebenso dauerhaft in Erinnerung bleiben, wie die Erkenntnis, dass die waagrechte Haltung dem rationalen Menschenwesen vielleicht gar nicht angemessen ist ...

KERSTIN MARTENS

forscht über PISA und Bildungspolitik, Nichtregierungsorganisationen, internationale Beziehungen – alles zentrale Anliegen und Interessen der Jungen Akademie. In unseren Reihen brachte sie ihre Expertise in der AG Menschen – Rechte ein.



HANNES RAKOCZY

hat sich bei uns auf die Suche nach Antworten begeben, unter anderem in den AGs Rhythmus und Other Minds sowie als engagiertes Mitglied der Preisfragen-Jury. Nach der Sichtung der Antworten zur Preisfrage „Wovon träumen wir?“ musste sich Hannes zuletzt der Frage „Wer kriegt die Krise?“ stellen.

BÉNÉDICTE SAVOY

prägte unsere Debatten mit französischem Esprit und leidenschaftlichen Diskussionsbeiträgen sowohl im Plenum als auch im Vorstand und in Arbeitsgruppen. Nie um einen klaren Standpunkt verlegen, überraschte uns Bénédicte immer wieder: mit einem Loblied auf die deutschen Universitäten genauso wie mit ihren Träumen und Traumata bei der Vorbereitung der Napoleon-Ausstellung im Haus der Geschichte in Bonn.



PHILIP WALTHER,

unser Quanten- (nicht: Quoten-)Physiker, war ein Jahr im Vorstand und teleportierte sich nicht nur regelmäßig von Wien nach Berlin und zurück, sondern auch zu diversen Außenposten in China, Südafrika und Teneriffa. In Erinnerung bleiben die vielen Workshops, die er mit der AG Grenzen der Quantentheorie zum Zwecke der Verschränkung durchführte.

DER LANGE WEG ZUR NACHHALTIGKEIT

Die Global Young Academy beschäftigte sich in Südafrika mit der Zukunft der Wissenschaft. Klar ist: Es gibt noch viel zu tun

TEXT + FOTOS EVELYN RUNGE

***A library is a laboratory of human inspiration,
a window to the future.***

(Damentoilette, Gordon Institute of Business Studies, Johannesburg)

Am Abschiedsabend der Jahrestagung der Global Young Academy fordert Amal Amin Ibrahim S. Nada ein Foto. Die Ägypterin will ein Foto nur mit männlichen Wissenschaftlern: Men in Science! Es ist die visuelle Umkehrung einer Diskussion, die die Teilnehmer über Tage hinweg begleitet hat: Wie können Frauen in der Wissenschaft gestärkt werden? Amal Amin hat deshalb am ersten Tag der Zusammenkunft in Johannesburg, Südafrika, eine Arbeitsgruppe gegründet: Women in Science.

Mehr als 80 junge Wissenschaftler aus 40 Ländern trafen sich vom 20. bis 23. Mai 2012 auf einem Campus der University of Pretoria zur Tagung der Global Young Academy (GYA). Sie stand unter dem Motto „Sustainability: Lessons on the road between Rio and Rio+20“. Die Teilnehmer kamen unter anderem aus dem Sudan, Äthiopien, Ägypten, Israel, Iran, Bangladesch, Sri Lanka, Thailand, USA, Kanada, den Niederlanden, Schottland und Deutschland. Gastgeber war die neugegründete South African Young Academy of Science. Gerade Südafrika könnte in der Global Young Academy eine Brückenfunktion zukommen als Mittlerin zwischen entwickelten und weniger entwickelten Ländern.

Unterstützt wurde die Konferenz unter anderem vom südafrikanischen Ministerium für Wissenschaft und Technologie, dem deutschen Bundesministerium für Bildung und Forschung, dem



Der Tagungsort: Gordon Institute of Business Science in Johannesburg



Wissenschaft als Karriereoption? GYA-Teilnehmer besuchten auch Schulen wie hier in Pretoria

Deutsch-Südafrikanischen Jahr der Wissenschaft, dem IAP – The Global Network of Science Academies, der Academy of Science of South Africa und Instituten der University of Pretoria.

Die Frage nach Gestaltung von Nachhaltigkeit zog sich durch alle Diskussionen der Tagung, formelle und informelle. Das Thema betrifft vielfältige Bereiche: die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses; die Vernetzung der Wissenschaftler über Länder- und Disziplinengrenzen hinweg; Ressourcennutzung und Ressourcenverbrauch, aber auch Zugänglichmachung von Ressourcen wie etwa Bildung und Wissen; die Zusammenarbeit und das persönliche Kennenlernen von Wissenschaftlern unterschiedlicher Länder, deren wirtschaftliche und soziale Entwicklung sich zum Teil immens unterscheiden.

Bruce Alberts, Chefredakteur von „Science“ und GYA Board Member, sagte in seinem Vortrag: „To spread science, we must spread scientists“ – um Wissenschaft zu verbreiten, müssen wir Wissenschaftler aussenden. Wissenschaftler müssen sichtbar sein. Aber: Wie kommuniziert man Wissenschaft nach außen? Welche Bilder von Wissenschaft und Wissenschaftlern transportieren Medien? Und wie kann Wissenschaft als Karriereoption und als Mittel für gesellschaftlichen Fortschritt vermittelt werden?

Wie wichtig diese Fragen sind, wurde bei Outreach-Aktivitäten deutlich, die auch zur Tagung gehörten: Besuche in Schulen, zum Beispiel in Alexandra, Johannesburgs größter Township, der Diocesan School for Girls in Pretoria sowie im Sci-Bono Discovery Center. In Alexandra stellten die Wissenschaftler das von der De Jonge Akademie (Niederlande) entwickelte Spiel „Expedition Moondus“ vor: Die Spieler entdecken dabei als Forscher den Planeten Moondus. Im Sci-Bono Discovery Center unterrichteten GYA-Mitglieder Schulklassen in ihren jeweiligen Fachbereichen. Die Schüler kamen eher aus Randbezirken von Johannesburg: Oft gibt es dort nur zwei Schulcomputer für 900 Schüler, viele Kinder leben mit der ganzen sechs- oder mehrköpfigen Familie in Ein- bis Zweizimmerwohnungen. Es war auffällig, dass sich bei Experimenten eher Jungs hervortaten. Aber für Jungs wie Mädchen galt: Auf die Frage, ob jemand gerne Wissenschaftler von Beruf werden wolle, meldete sich kaum jemand.

Das Programm der Tagung mit Vorträgen und Arbeitsgruppensitzungen war dicht, und so standen selbst stundenlange Fahrten als „working trip by bus“ im Zeitplan – so auch nach Maropeng. An diesem als „Wiege der Menschheit“ bezeichneten Ort werden seit Jahren immer wieder archäologische Funde gemacht, die Auskunft geben über die Entwicklung des Menschen. Den Abendvortrag hielt Lee Berger. Er berichtete über seinen Fund des *Australopithecus sediba* 2008, einer bis dahin unbekanntes Homininen-Art. So mitreißend und spannend seine Erzählung über seine Karriere war: Selten kamen darin Mitarbeiter oder gar ein Team vor; es war, als bestünde Bergers Forschung nur aus ihm selbst.

Der Vortrag löste unter den Tagungsteilnehmern Diskussionen bis in den nächsten Tag aus: Dient extreme Selbst-Personalisierung der Wissenschaft? Braucht Wissenschaft ein massenmedial aufbereitetes Storytelling? Oder gewinnen die Öffentlichkeit und potenzielle Nachwuchswissenschaftler dadurch einen falschen Eindruck von der oft langwierigen und im Verborgenen stattfindenden Arbeit von Wissenschaftlern? Phasen des einsamen Forschens und wissenschaftliche Rückschläge schrumpften bei Bergers engagierter und einnehmender Vortragsweise zu Partikeln einer heroischen Erzählung.

Und: Warum saßen an Lee Bergers Tisch nur weiße Wissenschaftler – und nur männliche?



GLOBAL YOUNG ACADEMY

Die GYA wurde 2010 gegründet – mit Unterstützung und nach dem Vorbild der Jungen Akademie. Seitdem entstanden in vielen Ländern Junge Akademien. Bei deren Vorstellung in Johannesburg wurden allerdings auch Unterschiede etwa bei den Auswahlkriterien und internen Strukturen deutlich. So sind in der Schottischen Akademie neben Wissenschaftlern und Künstlern auch Unternehmer vertreten; die Niederländische Akademie besteht auf einer Geschlechterbalance bei den Nominierungen, und die neu gegründete südafrikanische Junge Akademie betont die Gleichheit nach dem Motto: „Jedes Mitglied hat seine Rolle, keines gilt weniger als ein anderes.“



Von Juni bis Oktober auf deutschen Wasserstraßen auf Tour: die MS Wissenschaft. An Bord ...



... in diesem Jahr die Ausstellung „Zukunftsprojekt Erde“ ...



... mit dem interaktiven Exponat der AG Nachhaltigkeit

SPIELERISCH RESSOURCEN SCHONEN

AG Nachhaltigkeit: Anlässlich des Wissenschaftsjahrs 2012 entstand ein interaktives Exponat für eine schwimmende Ausstellung

TEXT ALMUTH KLEMENZ UND MARTIN WILMKING | FOTOS MICHAEL KUPHAL

Das Thema Nachhaltigkeit hat in diesem Jahr eine besondere Bedeutung in Wissenschaft und Gesellschaft – das Bundesministerium für Bildung und Forschung richtet 2012 das Wissenschaftsjahr „Zukunftsjahr Erde“ aus. Dies nahmen einige Mitglieder der Jungen Akademie zum Anlass, um ein Forum für ihr Verständnis von Nachhaltigkeit zu schaffen. Das Ziel: Ideen und Projekte an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft zu entwickeln, die Menschen dazu anregen, sich mit Nachhaltigkeitsthemen auseinanderzusetzen. So wurde im September 2011 die AG Nachhaltigkeit gegründet.

Dem Begriff „Nachhaltigkeit“ fehlt bisher eine international einheitliche Definition, weshalb er einen ungeheuren Bedeutungsreichtum umfasst. Auch die AG-Mitglieder stehen für ein weites Spektrum unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen. Die Interessen reichen von sozialen Aspekten der Nachhaltigkeit im universitären Alltag, also Themen wie Ressourcenverschwendung durch einen übertriebenen Wettbewerb um Drittmittel oder die Tendenz, dass Quantität der Publikationen über Qualität gestellt wird, über die Frage nach Nachhaltigkeit in der Wissenschaft – inklusive der Frage, ob nachhaltige Wissenschaft überhaupt möglich ist – bis zur Umsetzung konkreter Projekte.

So finanzierte die AG zu großen Teilen das interaktive Exponat „Energie nachhaltig nutzen“, welches als Gemeinschaftsprojekt der Jungen Akademie, der Universität Greifswald sowie des Windkraftwerkproduzenten Enercon konzipiert und umgesetzt wurde. Das per Touchscreen zu bedienende Lernspiel zeigt Möglichkeiten und Grenzen des nachhaltigen Umgangs mit Energie auf. Konkret geht es darum, wie sich Kohlendioxid-Emissionen und Energieverbrauch auf der Ebene eines Hauses, einer Universität und einer Stadt reduzieren lassen.

Haben wir uns nicht schon alle einmal gefragt, wie sinnvoll einzelne Energiesparmaßnahmen bezüglich ihrer Umweltentlastung tatsächlich sind? Wie viel Kohlendioxid-Emissionen lassen sich im Haushalt durch die Verwendung von Energiesparlampen vermeiden, wie viel durch den Bezug von Ökostrom? Die noch wichtigere Frage hier: In welcher Relation stehen die Einsparungen der genannten Maßnahmen, welche lohnen sich also am meisten? Oder stellen Sie sich vor, Sie wären Umweltmanager an einer Universität: Würden Sie lieber biologisch produziertes Mensaeessen einführen, die Heizungsanlagen modernisieren oder nur noch Recyclingpapier beschaffen, wenn nur ein begrenztes Budget zur Verbesserung der Umweltleistung Ihrer Universität zur Verfügung steht? In dem Umweltspiel geht es ums Ausprobieren. Das Ziel dahinter jedoch ist, den Spielern zu umweltschonendem Verhalten im täglichen Leben aufzufordern.

Mit diesem Exponat beteiligt sich die AG Nachhaltigkeit an der Ausstellung des Wissenschaftsjahrs 2012, bei der auf der MS Wissenschaft, einem umgebauten Frachtschiff, Forschung für nachhaltige Entwicklungen gezeigt wird. Das schwimmende Science Center macht jedes Jahr Wissenschaft auf unterhaltsame Weise erlebbar und bietet vor allem Schülern und Familien faszinierende Einblicke in die Forschung. Von Mai bis Oktober 2012 macht das Ausstellungsschiff in 36 Städten in Deutschland und Österreich Station; erwartet werden über 100.000 Besucher (Tourplan siehe www.ms-wissenschaft.de). Danach wird die von der AG Nachhaltigkeit mitentwickelte Anwendung für mindestens ein Jahr unter www.energie-nachhaltig-nutzen.de zur Verfügung stehen. 

IDEENPOOL FÜR DIE HOCHSCHULE VON MORGEN

UniGestalten: Wettbewerbsteilnehmer erarbeiten über 450 Konzepte zum Weiterentwickeln und Ausprobieren

TEXT KATIA GLASER | FOTOS JOERG LIPSKOCH

Der Campus-Alltag lässt sich auf vielerlei innovative und einflussreiche Weisen verbessern – das zeigt der Ideenwettbewerb UniGestalten, den die Junge Akademie gemeinsam mit dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft im gesamten deutschsprachigen Raum durchgeführt hat. Ziel des Gemeinschaftsprojekts war, einen Ideenpool mit konkreten Vorschlägen zu generieren, die den Hochschul-Alltag durch neue Ansätze und Perspektiven erleichtern und verbessern.

Mitmachen konnten alle, die das Leben und Arbeiten an der Hochschule prägen und weiterentwickeln wollen: Studierende aus allen Fachbereichen und Hochschultypen, Alumni, Beschäftigte aus Lehre, Forschung, Technik und Verwaltung sowie Projektpartner aus der Wirtschaft. So wurden von Mitte Oktober bis Mitte Dezember 2011 auf www.unigestalten.de 462 Ideen zur Hochschule von morgen eingereicht. 688 Teilnehmer haben in 3.700 Kommentaren diskutiert und ihre Ideen gemeinsam weiterentwickelt. Insgesamt 15.000 Euro Preisgeld gab es für die Vordenker in Sachen Uni-Alltag (siehe Kasten).

Innovativ, realistisch, umsetzbar und übertragbar sollten die Ideen sein, zudem verständlich und gut präsentiert – so die Auswahlkriterien. Die Gewinner-Ideen zu ermitteln, fiel der Jury angesichts der hohen Qualität der Beiträge und der Diversität des Themenspektrums indes nicht leicht. „Die Idee des Wettbewerbs, an den Hochschulen ‚bottom up‘, also von der Basis der Studierenden und Hochschulmitarbeiter, Projekte entwickeln zu lassen, ist voll aufgegangen“, lautet das Fazit von Volker Meyer-Guckel, dem stellvertretenden Generalsekretär des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. Und Alexander Knohl, Professor für Bioklimatologie an der Georg-August-Universität Göttingen und Projektleiter UniGestalten, ergänzt: „Viele Ideen

zeigen auch: Man braucht nicht viel Geld, um gute Projekte anzustoßen.“

Die achtköpfige Jury wurde von dem Münchener Philosophieprofessor Julian Nida-Rümelin geleitet, der sich auch im Rat der Jungen Akademie engagiert. Er resümiert: „Die vielen konstruktiven Ideen insbesondere zu den Themen Kommunikation und Medien, Neues Lernen und Lehren sowie Gesundheit und Coaching zeigen, dass die Anforderungen an den Studien- und Arbeitsalltag enorm gestiegen sind, wir in den Hochschulen gleichzeitig aber auch über großes Potenzial verfügen, die laufenden Entwicklungen kreativ zu gestalten.“

Die feierliche Preisverleihung fand am 30. Juni im Rahmen der Festveranstaltung der Jungen Akademie in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften mit rund 200 Gästen statt. Gewonnen haben bei UniGestalten letztlich aber alle: Das Portal wurde als Ideenpool aufbereitet. Seit Mitte Juni kann hier jeder Interessierte in zehn Themenfeldern stöbern, Ideen aufgreifen und mit anderen diskutieren. Das Ziel ist, dass möglichst viele der Projekte weiterentwickelt und verwirklicht werden.

An welchen Punkten setzen die Verbesserungsvorschläge an? Deutlich wurde: Die Uni von morgen gehört den „Digital Natives“ von heute. Das Themenfeld „Kommunikation und Medien“ wurde im Wettbewerb mit großem Abstand am meisten diskutiert. Eingegangen sind hier über 100 Vorschläge. Rund die Hälfte bezieht sich auf die Vorteile digitaler Kommunikationsmöglichkeiten wie Mobilität, Vernetzung und gezielte Information. Dazu kommen allein 13 Beiträge, die spezielle Smartphone-Apps für den Hochschulalltag nutzen möchten. Vielfältige Initiativen und Veranstaltungen verbessern die interne und externe



*Prominenter Projekt-Botschafter:
Klaus Töpfer*



*Der Jury-Vorsitzende:
Julian Nida-Rümelin*



*Die Gewinner:
Johannes Bayer und Roman Linzenkircher, Erfinder eines Podcast-Projekts*



Sieger bei UniGestalten und damit Gewinner von 5.000 Euro sind Roman Linzenkircher und Johannes Bayer, Studenten der Universität Augsburg. Ihr Projekt „student.stories – Informieren und Integrieren mit Podcasts“ bietet Orientierungshilfe und ermöglicht neue Erfahrungen im internationalen Austausch.

3.000 Euro gewannen Patrick Noack, Jan-Mathis Schnurr und Tom Sporer, zwei Studenten und ein wissenschaftlicher Mitarbeiter ebenfalls von der Universität Augsburg, mit „Demokratix“, einem Onlinewerkzeug für mehr Transparenz und Mitbestimmung. Das Instrument zur Organisationsentwicklung beteiligt Studierende an der Verbesserung von Studium und Lehre. Auf den dritten Platz schaffte es die Mikrospendenkampagne „Mit einem Euro ein Stipendium ermöglichen“ von Nick Wagner, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Technischen Universität Dresden. Für die Initiative, die alternative Finanzierungsmodelle eröffnet, wurde er mit 1.500 Euro ausgezeichnet.



Zweiter Sieger: Tom Sporer entwarf mit zwei Kollegen „Demokratix“



Platz drei: Nick Wagner erdachte eine Mikrospendenkampagne



Wie lässt sich der Alltag an der Uni verbessern? Impressionen aus dem Video, das den Ideenwettbewerb vorstellt

Kommunikation der Hochschule und der Studierenden untereinander. Zwölf Ideengeber wünschen sich Aufzeichnungen von Vorlesungen und Übungen und deren mediale Verfügbarkeit. Immerhin sechs Ideen beschäftigen sich mit einem alten Leitmedium: Sie thematisieren, wie Bücher empfohlen, getauscht und auch geschrieben werden können.

Auch die Lehre für die digital Studierenden steht neuen Aufgaben gegenüber. Zu den Themen „Neues Lernen“ und „Neues Lehren“ sind über 130 Ideen eingereicht worden. 25 davon stellen neue Lernformate vor, um fachliche, praktische, soziale und kreative Kompetenzen zu fördern. 23 Projekte beschäftigen sich mit neuen didaktischen Ansätzen; 17 mit Fragen zu Motivation und Evaluation und fünf Teilnehmer schlagen alternative Prüfungsformen vor. 26 Teilnehmer entwickeln neue Lernmethoden und -inhalte: vom Studium-generale-Nebenfach über interdisziplinäres und problembasiertes Lernen bis zum Lernmanagement, das Lernprozess und -verhalten optimieren soll. 15 Autoren beschäftigen sich mit Sprach- und Wissenschaftskompetenzen sowie mit Orientierungsfragen in Studium und Beruf.

Zum Themenkomplex „Mentoring, Coaching, Support“ wurden rund 30 Ideen eingereicht. Die Hälfte der Vorschläge beschäftigt sich mit Mentoring-Programmen für Studierende und Promovierende. Fünf Beiträge entwickeln Coaching-Angebote für

Studierenden und Lehrende – bei einzelnen Projekten, fakultätsübergreifend und für den individuellen Lernerfolg. Sieben Ideengeber haben über andere Möglichkeiten zur Unterstützung und Beratung nachgedacht.

Weitere Themenfelder bei UniGestalten sind „Campus, Organisation, Verwaltung“, „Finanzierung“, „Hochschulpolitik“ und, für die allgemeine Öffentlichkeit besonders relevant, „Mission Gesellschaft“. Damit setzen sich rund 30 Ideen auseinander: Überlegungen zur Gemeinwohlabilanzierung der Hochschulen finden sich darunter, Vorschläge zu Kinderbetreuung und Familie, Chancengleichheit und Integration oder Konzepte für Partnerprogramme mit Unternehmen. „Flagge zeigen“ ist ein universitäres Projekt zur Völkerverständigung, „Unikiosk“ bietet ein Schaufenster für studentisches Engagement. Ganz im Sinne Klaus Töpfers, des früheren Direktors des UN-Umweltprogramms, der in seinem Boschafterstatement für UniGestalten formuliert: „Die Hochschule der Zukunft: Sie muss offen sein für die Einbindung der Zivilgesellschaft in Forschungsprozesse. Über die Interdisziplinarität hinaus muss eine leistungsfähige transdisziplinäre Gestaltung entwickelt werden. Dies setzt keineswegs nur finanzielle Investitionen, sondern vor allem auch Investitionen in Ideen und Eigenständigkeiten, in die Öffnung in die Welt hinein voraus.“

RUSSISCH-DEUTSCHE KOOPERATION

German-Russian Young Researchers Forum unter Beteiligung der Jungen Akademie ins Leben gerufen

TEXT KIRILL DMITRIEV

Ein internationaler Wissenschafts-Fotowettbewerb mit dem Motto „Visions and Images of Fascination. Sciences and Humanities Visualised“, ein binationales Kolloquium „Digitale Philologie“ und eine gemeinsame Konferenz zum Thema Wissenschaftsmanagement, ein perspektiverweiternder Austausch der AG Lehre der Jungen Akademie mit einer parallelen interdisziplinären Arbeitsgruppe auf russischer Seite: Das sind nur einige der Projekte, die das German-Russian Young Researchers Forum in seiner noch nicht einmal einjährigen Geschichte bereits angedacht und/oder in die Wege geleitet hat. Basis der Zusammenarbeit ist ein „Memorandum of Understanding“ zwischen der Jungen Akademie und dem Rat der Jungen Wissenschaftler der Russischen Akademie der Wissenschaften. Es wurde im Mai unterzeichnet, als das Deutsch-Russische Jahr der Bildung, Wissenschaft und Innovation in Berlin seinen feierlichen Abschluss fand.

Bei einer Podiumsdiskussion im Rahmen dieser Veranstaltung wurde freilich auch klar, dass in der Forschungszusammenarbeit zwischen beiden Ländern noch manche bürokratischen Hindernisse zu überwinden sind. So erschweren die Visavorschriften den Wissenschaftleraus-

tausch erheblich, und Probleme bei der gegenseitigen Anerkennung von Studienabschlüssen versperren beruflich Wege. Was an Vernetzung auf wissenschaftlicher und damit kultureller Ebene trotzdem schon möglich ist, demonstrierten anschließend drei deutsch-russische Wissenschaftler tandems in einer Mischung aus Inszenierung und gemeinsamem Vortrag unter dem Motto „Connected! – Netzwerke aus deutsch-russischer Perspektive“.

Überhaupt ins Rollen kam das German-Russian Young Researchers Forum, das die Zusammenarbeit von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in beiden Ländern langfristig stärken soll, dank des erwähnten Deutsch-Russischen Jahres. Auf ein erstes Arbeitstreffen im Dezember 2011 in Moskau folgte ein zweites Treffen im April bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Berlin und der Leopoldina in Halle, also den beiden Mutterinstitutionen der Jungen Akademie. Als Kooperationspartner waren hier Ägyptisches Museum und Papyrussammlung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz beteiligt.

Maßgeblich unterstützt wurde die Initiative außer durch die Leopoldina auch durch das Bundesministerium für Bildung



Die Vertreter des Forums zu Gast in Halle

und Forschung, zudem steuerten Vertreter deutscher Forschungsinstitutionen in Russland ihre Expertise bei. Wer sich näher für die Aktivitäten des Forums und die deutsch-russische Forschungszusammenarbeit interessiert, kann sich die „Russian-German Young Researchers Forum“-Gruppe im Wissenschaftlernetzwerk Mendeley ansehen (www.mendeley.com/groups/2340371) oder einen der folgenden Ansprechpartner kontaktieren:

Dr. Kirill Dmitriev, Mitglied der Jungen Akademie, dmitriev@gmx.net, oder Dr. Denis Fomin-Nilov, Mitglied des Rates der Jungen Wissenschaftler, fomin-nilov@mail.ru.

KOMMENTAR

Anmerkungen zur sogenannten leistungsabhängigen Besoldung

TEXT CORNELIS MENKE



Leistungsanreize: Ob die gegenwärtige Praxis der Hochschulen Arbeitskräfte in der freien Wirtschaft motivieren würde?

Im Februar hat das Bundesverfassungsgericht festgestellt, dass die Besoldung von W2-Professuren in Hessen verfassungswidrig ist. Das Grundgehalt sei für sich dem Amt nicht angemessen, so die Begründung, und die leistungsabhängigen Bezüge könnten dies nicht ausgleichen, da sie – jedenfalls in der derzeitigen Ausgestaltung – keinen „alimentativen Charakter“ aufwiesen: Sie seien nicht an klar definierte, vorhersehbare und erfüllbare Voraussetzungen geknüpft, sondern ihre Höhe hänge davon ab, wie viel Geld (noch) zur Verfügung stehe.

In der Diskussion um die 2005 eingeführte neue Besoldungsordnung ist immer wieder vorgebracht worden, leistungsabhängige Bezüge stellten wettbewerbsorientierte Anreize dar, die in der Wirtschaft ihren Platz hätten, der Wissenschaft aber fremd seien. Selbst wenn man aber Wettbewerbsanreize in der Wissenschaft für eine im Grunde sinnvolle Idee hält – oder gerade dann –, können einem Zweifel kommen, ob deren gegenwärtige Ausgestaltung glücklich ist: Die Praxis der Hochschulen ist wenig effizient, wenig effektiv, und sie hat unerwünschte Nebenwirkungen, kurz: Sie ist auch unter

ökonomischen Gesichtspunkten nicht optimal.

Wie misst man die Leistung? Hochschulleitungen stehen zwei Wege offen: Sie können Gehaltszulagen zahlen, die an die Erfüllung bestimmter Kriterien geknüpft sind, oder im Kontext von Berufungs- und Bleibeverhandlungen Zulagen vereinbaren. Die Hochschulleitungen entscheiden sich meist für die zweite Option, und entsprechend bleibt für weitere, an Kriterien gebundene Zulagen wenig Spielraum. Der Chemieprofessor etwa, dessen Klage vor dem Bundesverfassungsgericht verhandelt wurde, erhielt Zulagen in nicht – oder

vielleicht gerade – nennenswerter Höhe von monatlich 23,72 Euro.

Dies kann man beklagen, unverständlich ist es aber nicht. Für zweckmäßige leistungsabhängige Gehaltszulagen müsste jede Universität für sich einen Katalog von Maßstäben erarbeiten. Gegen solche Kataloge ist wiederholt eingewandt worden, wissenschaftliche Leistungen entzögen sich zumal einer quantifizierten Bewertung. Man wird allerdings wohl nicht so weit gehen wollen, zu behaupten, wissenschaftliche Leistungen entzögen sich jedweder Beurteilung nach (leidlich) objektiven Kriterien. Forschungsleistungen werden ständig bewertet: in Berufungsverfahren, bei der Bewertung von Qualifikationsarbeiten, bei der Begutachtung von Artikeln sowie bei Entscheidungen über Forschungsförderung, die niemals rein prospektiv erfolgen, sondern natürlich auch den Werdegang und die Leistungen der Antragsteller berücksichtigen. Es gibt also offenbar Bewertungskriterien, und wenn es sie gibt, spricht einiges dafür, diese zu explizieren und offenzulegen. Die Schwierigkeit, dass damit immer auch Fehlanreize verbunden sind, stellt sich im Übrigen unabhängig davon, an welcher Stelle diese Kriterien angewandt werden; auch in Berufungsverfahren spielt etwa die bloße Zahl der Veröffentlichungen eine Rolle.

Dennoch liegt ein gewisser Reiz darin, die Entscheidung über die Leistungen der Forscher an einer Universität gerade nicht innerhalb der Universität zu treffen, sondern Berufungskommissionen anderer Institutionen zu überlassen: Man muss die Kriterien – die zudem den Unterschieden zwischen den Fächern oder Fachgruppen

gerecht werden müssten – nicht selbst explizieren, das Delegieren dient vermutlich dem Frieden innerhalb der eigenen Institution, und es wird der Zielsetzung eher gerecht, für die Hochschulleitungen freie Mitteln gern verwenden, nämlich Spitzenforscher (wie auch immer diese identifiziert werden) für eine Hochschule zu gewinnen oder dort zu halten, wovon man sich mehr zu versprechen scheint als von einem breiten gehobenen (nennen wir es:) Mittelmaß. Schließlich versprechen Berufungsverfahren, den wahren Marktwert von Forschern am besten widerzuspiegeln.

Es ist also nachvollziehbar, dass leistungsabhängige Bezüge bevorzugt im Kontext von Berufungs- und Bleibeverhandlungen gewährt werden. Dies ist aber ein starker Anreiz, sich auf Professuren zu bewerben, die man eigentlich gar nicht bekleiden möchte, und solche Bewerbungstauschungen bringen schwerwiegende Probleme mit sich.

Erstens ist das Verfahren ineffizient. Berufungsverfahren sind aufwendig: Sie erlegen den Mitgliedern der Berufungskommissionen auf, eine große Zahl von Bewerbungsunterlagen zu studieren, über die Forschungen mehrerer Bewerber im Detail zu referieren, sich über die vergleichende Bewertung zu verständigen und auf eine Platzierung zu einigen; sie erlegen externen Gutachtern auf, mehrere Kandidaten vergleichend zu beurteilen; schließlich muss die Universität sich die Ergebnisse zu eigen machen (oder auch nicht) und gegebenenfalls Verhandlungen führen. Dieser Aufwand ist für die Besetzung von Professuren angemessen – amerikanische Universitäten treiben

einen noch größeren Aufwand. Um über die Zuteilung leistungsabhängiger Bezüge zu bestimmen, ist er unangemessen hoch. Zweitens: Leistungsorientierte Bezüge sollten eigentlich Anreize zu (weiteren) Leistungen bieten. Berufungsverfahren bewerten aber nicht besonders zusätzliche Leistungen, sondern eher die Lebensleistung. Wer sich keine großen Chancen auf einen Ruf einräumt, ist so nicht zu weiteren Anstrengungen zu motivieren; wer sich große Chancen einräumt, bedarf ihrer wohl meist nicht. Auch werden nicht alle Leistungen honoriert: Berufungsverfahren bewerten besonders erfolgreiche Forschungen, andere Leistungen hingegen nur eingeschränkt. Umgekehrt spielen Gesichtspunkte eine Rolle, die nicht Leistungen im engeren Sinne widerspiegeln, etwa, ob das Profil eines Bewerbers die Schwerpunkte der aufnehmenden Institution sinnvoll ergänzt. Drittens haben Bewerbungstauschungen Nebenwirkungen: Die Verfahren dauern lange und die Professuren bleiben lange vakant; dies ist für ernsthafte Bewerber eine Zumutung, belastet wie gesagt die Institute, bindet viele Kräfte zumal bei wiederholten Ausschreibungen von Professuren, hindert Kollegen und Mitarbeiter am Planen und verschlechtert nicht zuletzt die Studienbedingungen für Studenten, die wenig Kontinuität in der Lehre vorfinden und ihre Prüfer nicht kennen.

Effizienz und Nutzen des üblichen Verfahrens sind also zweifelhaft, zudem zeitigt es Kollateralschäden. Es darf bezweifelt werden, dass vergleichbare Mechanismen zur Bestimmung von leistungsabhängigen Gehaltsbestandteilen in der freien Wirtschaft auf Verständnis stoßen würden. ✿

PREISE + AUSZEICHNUNGEN

SYLVIA CREMER | MITGLIED DER JUNGEN KURIE DER ÖAW

2011 ist Sylvia Cremer zum Mitglied der Jungen Kurie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) gewählt worden. Die Gruppe von rund 70 Nachwuchsforschern wirkt in der ÖAW unter anderem mit dem Ziel, die österreichischen Forschungsinstitutionen zu modernisieren und internationalisieren.

KATHARINA DOMSCHKE | INGRID-ZU-SOLMS-WISSENSCHAFTSPREIS FÜR MEDIZIN

Der Preis richtet sich speziell an junge Wissenschaftlerinnen, die an den Grundlagen der klinischen Medizin oder der ärztlichen Psychotherapie forschen. Katharina Domschke ist damit für ihre Arbeit zur Patho- und Pharmakogenetik affektiver Erkrankungen ausgezeichnet worden und darf sich über 10.000 Euro Preisgeld freuen.

KATHARINA DOMSCHKE, OLGA HOLTZ, UND REGINA PALKOVITS SOWIE DIE ALUMNAE VERENA LEPPER UND CHRISTINE SILBERHORN | 100 FRAUEN VON MORGEN

Sie gehören zu den „100 Frauen von morgen“ – jungen Frauen, die nach Auffassung der Standortinitiative „Deutschland – Land der Ideen“ so unterschiedliche Bereiche wie Mode, Theater, Wirtschaft, Sport und eben Wissenschaft in Deutschland prägen werden. Die Initiative will – in Fortsetzung des Projekts „100 Köpfe von morgen“ von 2006 – herausragende Persönlichkeiten der Gesellschaft sichtbar machen. Regina Palkovits wurde zudem bei der letztjährigen Kür der „Viermal 40 unter 40“ von der Zeitschrift „Capital“ unter die 40 Top-Nachwuchskräfte aus der Wissenschaft gewählt.

MARC HELBLING | BERLINER WISSENSCHAFTSPREIS (NACHWUCHSPREIS)

Der mit 10.000 Euro dotierte Nachwuchspreis des Regierenden Bürgermeisters von Berlin zeichnet „exzellente wissenschaftliche Leistung kombiniert mit innovativen, kreativen und praxisorientierten Forschungsansätzen“ aus. Marc Helbling leitet am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung die Nachwuchsgruppe „Einwanderungspolitik im Vergleich“.

MATTHIAS KLATT | FELLOWSHIP FÜR INNOVATIONEN IN DER HOCHSCHULLEHRE

Für die Lehrinnovation „Basiskompetenz Grundrechte – Verantwortung entwickeln!“ erhält Matthias Klatt 50.000 Euro vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft. In der vierstündigen Jura-Pflichtvorlesung in Hamburg soll erstmals problembasiertes Lernen umgesetzt werden, dabei kommt eigens entwickeltes Lehrmaterial und E-Learning zum Einsatz.

GIESELA RÜHL | WAHL ZUM FELLOW DES EUROPEAN LAW INSTITUTE

Das 2011 gegründete European Law Institute (ELI) soll zur Entwicklung des Europarechts beitragen. Die Ernennung zum Fellow erfolgt durch den Rat des ELI und setzt die Empfehlung durch zwei Fellows voraus.

BÉNÉDICTE SAVOY | RICHARD-HAMANN-PREIS FÜR KUNSTGESCHICHTE

Für ihre Forschungen zum deutsch-französischen Kunst- und Kulturtransfer und zum Museum als europäischer Institution erhält Bénédicte Savoy den mit 5.000 Euro dotierten Richard-Hamann-Preis.

STEFANIE WALTER | NACHWUCHSPREIS DER SCHWEIZERISCHEN VEREINIGUNG FÜR POLITIKWISSENSCHAFT

Der alle zwei Jahre vergebene, mit 3.000 Schweizer Franken dotierte Preis für den besten politikwissenschaftlichen Zeitschriftenartikel eines Nachwuchsforschers geht 2012 an Stefanie Walter.

PHILIP WALTHER | START-PREIS DES FONDS ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNG

Philip Walther, Universitätsassistent in der Gruppe Quantenoptik, Quantennanophysik und Quanteninformation an der Universität Wien, hat einen der START-Preise 2011 zuerkannt bekommen. Es handelt sich dabei um den höchstdotierten Wissenschaftspreis Österreichs, der Nachwuchsforschern mit bis zu 200.000 Euro jährlich für sechs Jahre ermöglicht, weitgehend abgesichert ihre Forschung zu planen und eine eigene Arbeitsgruppe auf beziehungsweise auszubauen.

MATTHIAS WARSTAT | ADVANCED GRANT DES EUROPEAN RESEARCH COUNCIL

Für sein Projekt „Ästhetik des angewandten Theaters“, in dem er Darstellungsformen eines tendenziell zweckorientierten Theaters in Afrika, Europa, Nord- und Südamerika sowie dem Nahen Osten untersuchen will, ist Matthias Warstat mit einem Advanced Grant des Europäischen Forschungsrats ausgezeichnet worden. Für sein Forschungsvorhaben stehen dem Inhaber des Erlanger Lehrstuhls für Theater- und Medienwissenschaft damit 2,28 Millionen Euro zur Verfügung.

ANNA WIENHARD | FÖRDERUNG DURCH DIE NATIONAL SCIENCE FOUNDATION

Um zwei Programme der US-amerikanischen National Science Foundation hat sich Anna Wienhard mit Erfolg beworben: Die Mathematikerin, die in Princeton Geometrie lehrt, erhielt einen „Focused Research Grant“ von gut 200.000 Dollar und ist an einem mit über einer Million Dollar geförderten „Research Network in the Mathematical Sciences“ beteiligt.

TERMINE 2012/2013

- | | | |
|-------------|------------------------------|--|
| 2012 | 30. Mai bis 15. Oktober | <p>Energie nachhaltig nutzen
Ausstellung des Exponats „Energie nachhaltig nutzen“ der AG Nachhaltigkeit (entwickelt in Zusammenarbeit mit der Ernst-Moritz-Arndt Universität Greifswald)
<i>Ausstellungsschiff „MS Wissenschaft – Zukunftsprojekt Erde“</i></p> <hr/> |
| | 10. bis 14. Oktober | <p>Klang – Ton – Musik: Theorien und Modelle (national)kultureller Identitätsstiftung
Interdisziplinäre Tagung der AG Klang(welten)
<i>Paris</i></p> <hr/> |
| | 15. Oktober | <p>Planning Workshop „Sustainability Spring Symposium“
Kooperationsprojekt von Junger Akademie, Global Young Academy, South African Young Academy of Science, Nationaler Akademie der Wissenschaften Leopoldina und Academy of Science of South Africa im Rahmen des Deutsch-Südafrikanischen Jahres der Wissenschaft – in Verbindung mit der Third Annual South African Young Scientists’ Conference (16. bis 18. Oktober)
<i>Pretoria</i></p> <hr/> |
| | 20. bis 21. Oktober | <p>Salon „Archiv“ der AG Kunst als Forschung
<i>Erlangen</i></p> <hr/> |
| | 25. bis 27. Oktober | <p>Herbstplenum
<i>Heidelberg</i></p> <hr/> |
| | 30. November bis 2. Dezember | <p>Ideenwerkstatt
<i>Ettersburg bei Weimar</i></p> <hr/> |
| <hr/> | | |
| 2013 | 7. bis 9. März | <p>Frühjahrsplenum
<i>Göttingen</i></p> <hr/> |
| | 15. Juni | <p>Festveranstaltung
<i>Berlin</i></p> <hr/> |
| | 16. Juni | <p>Sommerplenum
<i>Berlin</i></p> <hr/> |

PUBLIKATIONEN 2011/2012



KLIMAKUNSTFORSCHUNG

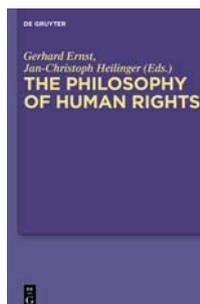
Herausgeber

Friedrich von Borries, Christian Hiller, Wilma Rennfordt

Verlag

Merve Verlag

Berlin, 2011



THE PHILOSOPHY OF HUMAN RIGHTS

Herausgeber

Gerhard Ernst, Jan-Christoph Heilinger

Verlag

Walter de Gruyter

Berlin, 2012



LEHRE ALS ABENTEUER

ANREGUNGEN FÜR EINE BESSERE HOCHSCHULAUSBILDUNG

Herausgeber

Matthias Klatt, Sabine Koller

Verlag

Campus

Frankfurt am Main, 2012

WAS MACHT EIGENTLICH ... CHRISTIAN FLEISCHHACK?

Es gibt ein Leben nach der Jungen Akademie – deshalb kommen an dieser Stelle Ehemalige zu Wort

I. Ist Freude für deine Arbeit wichtig – oder sollte sie es überhaupt sein?

Ja.

Und falls ja: Was an deiner Arbeit macht dir Freude?

Das Arbeiten. Wenn man mal dazu kommt.

2. Was war der größte Erfolg der Menschheit?

Die Erfindung des 5-Jahr-Plans, vulgo Ziel- und Leistungsvereinbarung.

3. Wenn du morgen stürbest, auf was von dem, was du erreicht hast, wärest du stolz?

Alles und nichts – wenn ich übermorgen noch leben werde.

4. Was von dem, was du erforschst, ist relevant für die Menschheit?

Siehe JAM-Heft 2304.

5. Was rätst du einem Doktoranden?

Durchhalten!

6. Was rätst du einem Professor?

Durchhalten!

7. Was war der größte Fehler der Menschheit?

Der Zwang, zwischen „Outstanding-“ und „Excellent+“ zu unterscheiden.

8. Was braucht das deutsche Wissenschaftssystem?

Wissenschaft.

9. Sollte man die Universitäten abschaffen?

Nein, was würde dann aus Verwaltung, Wissenschaftsministerien und Akkreditierungsagenturen?

10. Was hat deine Universitäts- bzw. Forschungskarriere mit dir gemacht?

Seufz!

11. Was hat die Junge Akademie mit dir gemacht?

Heureka! Sie hat mich fünf Jahre älter, aber auch um einige Freunde reicher gemacht.



ZUR PERSON

Christian Fleischhack, Jahrgang 1975, war von 2002 bis 2007 Mitglied der Jungen Akademie. Mittlerweile arbeitet er als Professor für Analysis am Institut für Mathematik der Universität Paderborn. Sein Steckbrief ist weiterhin die Mathematische Physik, insbesondere interessieren ihn analytische und geometrische Probleme in der Loop-Quantengravitation.

12. Hast du etwas zu sagen?

Nein.

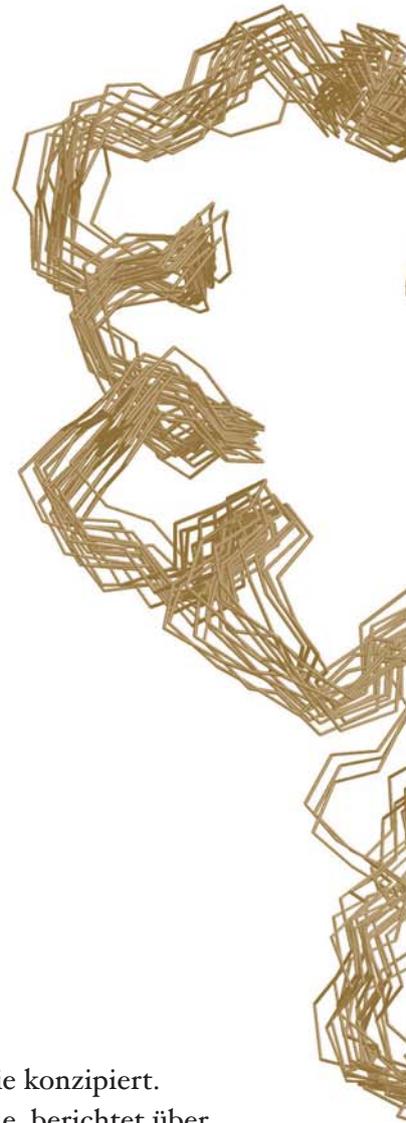
13. Was sind deine letzten Worte?

42 – oder was war die Frage?



JUNGE AKADEMIE MAGAZIN

Das Junge Akademie Magazin wird von Mitgliedern der Jungen Akademie konzipiert. Es bietet Einblicke in Projekte und Veranstaltungen der Jungen Akademie, berichtet über Mitglieder und Publikationen und mischt sich in aktuelle wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Debatten ein.





Die Junge Akademie

an der Berlin-Brandenburgischen
Akademie der Wissenschaften und der
Deutschen Akademie der Naturforscher
Leopoldina

Geschäftsstelle

Die Junge Akademie
Jägerstraße 22/23
10117 Berlin

Telefon (030) 2 03 70-6 50

Fax (030) 2 03 70-6 80

E-Mail office@diejungeakademie.de

Internet www.diejungeakademie.de